Die Herren vom Kleeblatt.

Dritter Band.

Die

Herren vom Kleeblatt.

Roman

in

achtundzwanzig Kapiteln.

Vom Verfasser der Romane:

„Die Ritter der Industrie“ und „die Leute der Amtsstube“.

Dritter Band.

Leipzig,

Verlag von Chr. E. Kollmann.

1860.

Zehntes Kapitel.

Das Ereigniß, welches den Baron von Schodeck am Montage Abend noch spät mit dem empfangenen Briefe nach dem Clubhause zum Kleeblatt getrieben und sein unbedingtes Vertrauen zu Hoffmann aufgeschlossen hatte, war im Merzdorf'schen Hause mit einem tieferen Ernste aufgefaßt worden, als der Stadtrath in seiner Weise die Sache zu betrachten und seine Vermittlung anzubringen geneigt gewesen war. Während er nur vom rein praktischen Standpunkte aus und nur Möglichkeitszwecke damit zu verbinden, die Angelegenheit beurtheilte und die Motive der sogenannten „frommen Clique" wie er Leute von religiösem Ernste zu bezeichnen pflegte, für weniger wichtig und nachdrücklich hielt, als weltliche Einflüsterungen, Klugheitsgründe und diplomatische Vermittlungen, war seit Sonntag Abend im Merzdorf'schen Hause eine ernste, feier=

liche Stimmung in die Gemüther eingezogen, welche namentlich den Vater beherrschte und bei seinen Kindern mehr gedrückt erschien, als bei ihm. Hierzu hatten noch andere Ursachen, welche im inneren Familienleben selbst begründet lagen, beigetragen und die seitherige, friedliche Harmonie zwischen den einzelnen Gliedern des sonst so glücklichen Stilllebens merklich gestört.

Es ist Donnerstag. —

Als am Montage der alte Merzdorf zum Schreiben des bedeutsamen Briefes geschritten war, hatte er zuvor nicht nur mit Margarethe, sondern auch mit dem Freunde Teiler eine sehr ernste Unterredung gepflogen, und er war allein der Stimme des Herzens seiner Tochter gefolgt, ohne seinen eigenen Willen, seine Neigung oder Abneigung zu befragen. Er hatte es für eine Pflicht gehalten, den wesentlichen Inhalt des Briefes auch der Baronin bekannt zu machen, und diese war in einem so hohen Grade dadurch überrascht und aufgeregt worden, daß sie, ihren Stolz vergessend, schon am Montage Abend unscheinbar und ohne Aufsehen zu Fuß in Merzdorf's Haus geeilt war und, unter dem Vorwande höchster Beleidigung ihrer Person und Familie und mit Andeutung unversöhnlicher Feindschaft, eine Auflösung der Verlobung für eine Unmöglichkeit erklärt und, obgleich Margarethe nicht anwesend, sondern bei Bertha Teiler gewesen war,

einen Wortführer an Philipp gefunden hatte, der in seiner energischen Weise und zur größten Betrübniß des Vaters, das Benehmen seiner Schwester tadelte, harte Aeußerungen über ihre religiöse Befangenheit verlauten ließ, die Partei des Barons ergriff und die, hierdurch zu größerer Prätension ermunterte, aber auch mit Wohlgefallen für den jungen Doctor erfüllte Baronin in ihr Palais begleitete. Philipp war in gleichem Grade, als er in der klugen und auch wirklich gefühlten Zuneigung der stolzen Dame stieg, in ein Mißverhältniß zu Vater und Schwester gerathen und in den Meinungsauswechselungen zu Ansichten und Behauptungen fortgerissen, welche den Vater mit Schmerz und Besorgniß erfüllten, und die Margarethe zerstreut und fast theilnamlos angehört hatte.

Am heutigen Donnerstag Morgen um zehn Uhr befand sich Margarethe in dem Pfarrhause, einem alten, aus geschwärzten Balken und in mathematischen Figuren geordneten Mauersteinen aufgeführten Gebäude, das neben der Jahreszahl 1610 auch im Balken der niederen ersten Etage die erhaben geschnitzte Inschrift trug: „Wenn der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten vergebens, die daran bauen." — Zwei Treppen hoch, an der Ecke des Kirchplatzes und der Langenstraße, hatte Bertha Teiler ihr Kämmerchen, dessen zwei, von der Ecke geschiedene Fenster durch saubere, weiße Gardinen sich besonders

auszeichneten. Man konnte von diesem Kämmerchen aus die dem Kirchplatze zugekehrte Seite des Merzdorf'schen Hauses und, über die Mauer weg, durch die Lücken der Laubgipfel, den Balkon nach der Gartenseite und auch einen kleinen Theil des Gartens selbst mit seinen alten Linden überschauen. Margarethe saß am Fenster, den Kopf gestützt, in schwarzer, ihre Schönheit erhöhender Kleidung, und hörte schweigend die Rede der Freundin an, welche tiefer in der Kammer vor dem bereits geordneten und mit weißer Decke belegten Bette auf dem Stuhle Platz genommen und deren feines, kluges Gesicht eine ungewöhnliche Röthe und feucht glänzende Augen hatte, als wären kurz vorher Thränen abgetrocknet worden.

„Sind wir nicht in gleicher Lage?“ sagte Bertha — „Du weißt nun Alles, ich habe kein Geheimniß mehr vor Dir, Dein Vorwurf, daß ich mein Gefühl mit kalter Reflexion verschlösse, trifft mich nicht mehr; — ach! wie habe ich seit Sonntag Abend gelitten!“

„Und dennoch kann ich Philipp nicht zürnen,“ versetzte Margarethe; „er ist gegen mich und ich dulde es, weil ich mich schäme, ihm zu sagen, was mein Herz bestürmt; — er würde für mich sein, wenn er wüßte —“

„Für Dich? Ja, ich glaube es, denn er ist Gottlos, wie Gustav,“ fiel Bertha mit einer Beto-

nung ein, als suche sie den eigenen Schmerz hinter einen Vorwurf zu verstecken.

„Empöre mich nicht durch das Wort Gottlos; Gustav ist es nicht, wahrhaftig nicht, er erscheint uns nur so, weil wir seine Seele aus anerzogenem Vorurtheile nicht kennen lernten und weil er anders lebt, als die Menschen, welche eine Heimath haben. — O! könnte ich ihm doch eine Heimath geben!" —

„Dann müßte ich Philipp, der den Frieden seiner Heimath freventlich verscherzt, doppelt Gottlos nennen! Wie er mich mit seiner Stimme lockte, wie ehemals, wie er mir in die Seele sprach, als er mich „Du" nannte, und ich ganz vergaß, daß ich mit ihm allein in später Stunde drei Male um die Kirche ging; — wie er mir so fremd und doch so vertraut neckisch erschien, als er fluchte, ohne es zu wissen, als er eingestand, die zehn Gebote vergessen zu haben, aber sie meinetwegen von Neuem lernen zu wollen; — als ich von ihm floh, konnte ich kaum mit dem Vater sprechen und ihm in's Gesicht blicken; zum ersten Male im Leben habe ich ihm den Abendsegen gedankenlos vorgelesen; ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, meine Unruhe, Furcht und Erinnerung preßte ich in ein inbrünstiges Gebet für ihn zusammen — ach! und wie hat er mich dafür gelohnt! Wie hat er am Montage meine Seele verwundet, als er den Vater besuchte

und mit frivoler Lust sich einen Priester der neuen Weltreligion nannte."

„O! wenn er nur an die Macht der Liebe glaubt, an die stille Kirche der Sehnsucht in einem liebenden Mädchenherzen! — Es ist mir, als könne man dann nicht schlecht sein! Wenn es eine Weltreligion giebt, so muß es die Liebe sein!"

„Margarethe! das sagst Du? So weit wäre es mit Dir gekommen? Du redest dem Gottlosen das Wort, weil er Dich liebt?" —

„Ich weiß es selbst nicht mehr, was ich glaube; — die Gestalt Gustav's schreckt mich aus meinem Himmel auf, daß ich in ein unbekanntes Leben, wie in den Tod stürzen und alles Unglück mit ihm tragen möchte; — wahrhaftig, Bertha, ich kann nicht beten, ich bin zu zerstreut dazu." —

Bertha sprang auf, faßte der Freundin Hände und sah ihr heiß, bestürzt und hülfesuchend in die großen, blauen Augen, welche träumerisch ihren Blick auffingen, wie ein blauer See den Blitzstrahl. — „Margarethe!" — rief sie heftig, aber hemmte die Worte, welche auf ihre Lippen drängten, durch ein tiefes Einathmen und flüsterte dann sanft und ernst: „Du?" — und schritt, der Freundin Hände entgleiten lassend und die eigene Hand vor die Augen legend, zurück und wendete sich ab.

„Komm!" — sprach Margarethe, die Hand nach ihr ausstreckend, mit versöhnlicher Milde und schmerz-

lichem Lächeln — „wir wollen ohne Leidenschaft reden; ich fühle es, daß ich seit ein paar Tagen merkwürdig verändert bin; es ist mir, als hätte ich eine neue Welt erblickt, die mich ruft und mit mahnender Stimme zu mir spricht: „Höre auf zu träumen, handle, es ist Dein Beruf des Herzens, eine Seele wartet auf Dich!“ — Sie erhob sich, zog Bertha sanft auf den zweiten Stuhl am Fenster und behielt ihre Hand in der ihrigen. — „Was sagte er Dir?“ — fragte Bertha gedankenvoll, so daß es beinahe gleichgültig klang. —

„Seit Sonntag sah ich ihn gestern Abend zum ersten Male wieder; — wo er gewesen sein mag, weiß ich nicht; ich habe jeden Abend bis Mitternacht am Fenster auf jeden Schatten gelauscht, der über den Platz schlich; — gestern Abend erblickte ich seine bemitleidswürdige Gestalt von der Kirche herschleichen; — ich zitterte, Furcht und Liebe machten mein Herz laut pochen, er blieb unter meinem Fenster stehen, sah mit bleichem Gesichte herauf und ich glaubte zu bemerken, daß er die Hände ballte, als drohe er, daß ich nicht seine Nähe gewahre; — ich stieß mit abgekehrtem Gesichte mein Fenster auf und floh tief in meine Kammer zurück. Er flüsterte meinen Namen; in der Bestürzung schleuderte ich die Blumen, welche in der Vase am Fenster der Gartenseite standen, auf den Kirchplatz hinaus. Ich hatte nicht den Muth, hinzusehen und horchte nur.

— Plötzlich fliegt ein Zweig von der Pappel in das offene Fenster; nahe vor mir nieder fällt er zu Boden; ein Papier war darum gewickelt; — ich schloß das Fenster beklommen, las erst nach langer Zeit die Schrift des Papiers und als ich spähte, war Alles still auf dem Platze.“ —

„Was schrieb er?“ —

„Die paar Worte: „„Ich schütze und rette Dich, Taube, auf welche Selbstsucht und Lüge Jagd machen; aber ich muß Dich sprechen; liebst Du mich, so erscheine morgen Abend im Garten; — mein Tag ist die Nacht, mein Licht der Mond, mein Leben bist Du — mein Beruf ist Liebe und Haß.““ —

„Und Du wirst in den Garten gehen, heute Abend?“ — fragte Bertha mit forschendem Ernste.

Nach kurzem Besinnen erwiderte Margarethe mit abgekehrtem Blicke halblaut: „Nein!“ —

Bertha maß die Freundin mit großen Augen und sprach: „Ich bitte Dich, handle vorsichtig und in Gottes Namen; ich habe eine unendliche Furcht um Dich.“ —

„Ich fürchte ihn nicht mehr; — fürchtest Du Philipp?“

Bertha schwieg eine Weile und ihre klugen Augen brannten lebhafter, als sie die Hände wie im schmerzhaften Nachdenken auf die Schläfen legte und leise hauchte: „Er ist kein Landstreicher.“

Margarethe wollte aufspringen, aber Bertha

hielt sie mit plötzlicher Gewalt nieder. — „Verzeihe — das Wort knüpft sich bei mir unwillkürlich an die Vorstellung und Gewohnheit; — sind wir nicht Leidensschwestern und wir sollten uns nicht verstehen? Als ich am Sonntage zu Dir sagte, ich begriffe Dich nicht, daß die Liebe Dich an einen Mann ketten könne, der nicht glaubte und dächte wie Du, da ahnte ich nicht, daß wenige Stunden später Dein Bruder meine Seele beunruhigen würde und den Frieden brechen könne. — Wie mir seit Montag zu Muthe ist, so muß eine Mutter fühlen, welche ihr Kind auf ewig in die Fremde ziehen sieht, einem Trugbilde des Lebens nach. — O! mein Gott! was ist aus mir geworden! — Margarethe, laß uns christlich zusammenhalten, laß uns eine Christenpflicht der Mädchenliebe erfüllen, Du wirst niemals Gustav, ich niemals Philipp an das Herz drücken können, wenn sie nicht durch Gottes Hand zu uns heimgeführt werden — die Liebe ist aber das Werkzeug Gottes, das glaube ich jetzt.“ —

Margarethe schwieg und blickte sinnend durch das Fenster über den Platz nach dem Eckhause drüben, als vergegenwärtige sie sich die bleiche Nachtgestalt, welche im Mondscheine gestern Abend neben der Pappel gestanden hatte, wo jetzt die helle Tagessonne herrschte. Plötzlich strengte sie sich an, schärfer durch die Glasscheibe zu sehen und Bertha's Augen folgten ihr. — „Ach!“ — seufzte

Bertha — „ich weiß gewiß, er wird recht unglücklich.“ —

Margarethe schwieg noch immer und starrte unverändert auf den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit.

„Hat er nicht schon seinen Frohsinn verloren?“ fuhr Bertha fort; — „sieh, wie leidend und nachdenklich er in den Garten hinabblickt; — das spöttische Fräulein Marie hat ihm das Gift der Selbstverblendung und Selbstverzehrung in sein heiteres Leben eingeimpft.“ —

„Ich kann die Marie nicht mehr für ein so böses, dämonisches Wesen halten, wie in der ersten Betäubung, als sie mir am Sonntage den Stachel ihrer Ironie mit lachender Miene in's Herz drückte; ihr kluges, leidenschaftloses Auge hatte schnell die Unwahrheit meiner und Albert's Liebe erkannt; sie wollte durch Hohn und Spott die Heuchelei beschämen.“ —

„Ist es nicht ein teuflisches Wirken, den gutmüthigen Philipp zu locken, wie Frau Holle den Tannhäuser, und ihm das Herz mit zärtlichem Gifte der Gottlosigkeit zu füllen? O! die üblen Eindrücke, die sein Verstand vom Professor erfahren hat, würde ich schon durch den Umgang wieder verwischt haben, aber das listige Fräulein wird sein Gemüth verderben, ihm durch die Künste ihrer Talente Bewunderung einflößen, durch ihren geistreichen Witz seinen Weltsinn würzen und durch ihre hohe Geburt seine

Eitelkeit stacheln — und das Alles, um mich zu verhöhnen und zu demüthigen. — Das Fräulein haßt mich, ihr Blick am Sonntage fiel vernichtend auf mich, sie will sich an meinem Muthe rächen, der ihr zu widersprechen wagte." —

„Ich verstehe den Eifer Deines Herzens, Bertha!" —

„Und wenn sie ihn um Glauben, Liebe und Anhänglichkeit an seine Jugenderinnerungen gebracht hat, dann wird sie ein Gelächter aufschlagen und ..... sie wird ihn nicht lieben, wie ich, sie verleugnet nur einstweilen ihren Adelsstolz, um ihr rachsüchtiges Spiel mit mir zu vollenden." —

„Du siehst in der Eifersucht zu weit, Bertha; — ich kann sie nicht tadeln; sie wird mich, meiner falschen Liebe zu ihrem Bruder wegen, verachten, wie ich es vor den Augen der Leute erdulden muß, die mein Geheimniß nicht kennen; — Philipp spricht mit mir nicht seit Montag, wo er, wegen des Briefes an Schodeck, einen heftigen Kampf mit meinem Vater gehabt und erklärt hat, daß er seinen Unwillen über mich selbst der Baronin kund geben wolle. — Er hat sie am Montag Abend nach ihrem Hause zurückbegleitet, ist am Dienstage dort gewesen — weiter habe ich ihn nicht beobachtet; er vermied das Haus." —

„Er ist gestern Abend dort eingeladen gewesen, ich weiß es; fein gekleidet ging er fort und ich sah

ihn die lange Straße hinuntergehen, ohne daß er einen Blick herüber warf.“ —

„Er glaubt Dich erzürnt, ohne Liebe zu ihm; er grollt wie ein Kind, weil Du ihn so hart angeredet hast, und er hat eine kindliche Natur.“ —

„Mein Vater wurde im Gespräche mit ihm über seine frivolen Ansichten heftig; er erträgt keinen Scherz mit der Religion, keine Verstandeszweifel an Offenbarungssachen; ich zitterte vor Aufregung, als er das Heilige mit einem übermüthigen Studentensinne betrachtete, ich wurde hart gegen ihn, weil ich ihm so gern meine ganze Seele eingehaucht und in ihm den Spiegel meiner Gefühle angeschaut hätte; — scheinbar empört verließ ich das Zimmer, aber nur um hier auf meiner Kammer um ihn zu weinen und für ihn zu beten; — mein verächtlicher Blick, den er so hoch angeschlagen hat, war ein unbewußter Ausdruck meiner verwundeten Liebe um ihn.“

„Gute Bertha — wie tröstet es mich, daß ich Dich von Liebe gefoltert sehe — nun wirst Du auch mich richtiger verstehen, mich milder beurtheilen, nicht wahr, gute Bertha?“ — Margarethe ergriff der Freundin Hand und diese ließ sich den Druck gefallen, ohne ihn zu erwidern, da ihre Aufmerksamkeit auf den Balkon gerichtet war, den man, wegen der Breite des Kirchplatzes und der über

die Gartenmauer hervorragenden Lindengipfel nur theilweise erkennen konnte.

Hier auf dem Balkon stand Philipp, tief auf die Weinblätter des Eisengitters niedergebeugt und in den Garten niederstarrend. Die linke Steinurne mit der Aloëpflanze, welche den von unten aufsteigenden steinernen, von wildem Wein umhüllten und bis zur Höhe des Eisengitters reichenden Pfeiler des Balkons krönte, verdeckte den lauschenden Mädchen im Pfarrhause größtentheils seine Gestalt; er selbst schien nicht daran zu denken, daß man durch die Lücke der Linden einen Blick auf das obere Eckfenster des Teiler'schen Hauses hatte. Philipp war völlig angekleidet, trug keck, wie zum Trotz gegen seine Aeußerung am Abend der Ankunft, die rothe Studentenmütze auf dem blondlockigen Kopfe, und seine Miene, so weit es der blonde Vollbart verrieth, hatte überhaupt einen trotzigen, unternehmenden Ausdruck. Er brummte ein Studentenlied, stimmte ungeduldig ein anderes an, trat, da er sich zufällig mit dem Fuße in einer Ranke des Schlinggewächses verfing, dieselbe ärgerlich nieder und fing an zu pfeifen.

„Das ist eine mulstrige Atmosphäre hier, wahrhaftig – das halte der Teufel aus!" brummte er und spie in den Garten hinab. „Ach! barmherziger Jupiter, Osiris, Odin, Wodan! oder wie ihr alten Heidentyrannen heißen mögt — wäre ich doch

tausend Meilen von hier, unter wilden Indianern und Bären! — Schöne Heimath! Da steht das alte Kleeblatt über der Thüre; — habe seit Sonntag Abend schon viel Klee fressen müssen, daß ich ordentlich dumm wie ein Ochse geworden bin; — habe in den drei Jahren auf der Universität nicht so viel von Gott, Religion und Moral sprechen hören, wie hier in drei Tagen, wo man jedes Wort kritisirt wie in einer Synode, ob's auch rechtgläubig ist; und dabei sehe ich nichts als Sünde, Gottlosigkeit und Unfrieden! Aber ich habe es satt, bis über die Zunge — ich will der Sache ein Ende machen; — ich brauche nicht nach Peru, Grönland, oder wo es sonst noch vernünftige Menschen giebt, zu reisen, ich habe es näher, ich fahre nach Steinhausen, bleibe bei meinem Professor und die Weibsleute mögen zum Kuckuck gehen — zum Kuckuck, dreimal!" — Er griff in die Weinblätter, riß eine Hand voll aus und schleuderte sie in den Garten nieder.

Er hatte damit eine Schmetterlingspuppe, aus welcher eben der neugeborene Falter an das Licht treten wollte, von ihrem Anheftungspunkte losgegerissen; sie fiel vor ihm auf ein großes Blatt, welches sie schützend auffing.

„Ei — sieh," sprach er halblaut — „Dich schickt gewiß der Professor, der philosophische Freund Deiner Geheimnisse, um mich zu rufen! Warte,

kleiner Liebesbote, ich will Dich in der Entbindung von Deiner todten Vergangenheit, dem ernsten Rocke der Finsterniß, unterstützen; was hat Dir der Professor aufgetragen, mir zu bestellen? — Wie demüthig siehst Du aus und doch ist Dein Dasein so unabhängig von den Launen Derjenigen, welche den Schöpfer in ihrer eigenen Weisheit suchen; — so, sitze fest — ha! Du verstehst es ja am besten, wie man sich halten muß, um die Flügel zu entwickeln für den Liebesflug im Sonnenschein und zum Nectarrausche — Du wohlgeborenes, in communistischem Fatalismus selbstständiges Wesen! — Das Individuum hat sich in Dir frei gemacht, Du klammerst Dich an, drehst Dich, kennst Deine Bedürfnisse, Deine Vertheidigung; die Mutter Natur hat Dich aus dem Wickelzeuge der engen Schranke befreit — aus dem seidenglänzenden Gespinnste der Vorurtheile und nur vorübergehende Bedeutung habender Schutzmittel; — ebenso hat auch die mütterliche Vorsicht und pädagogische Hütung ein Gespinnst und die warme Larve der menschlichen Erziehung und Tradition um uns gelegt, und unsere Persönlichkeit liegt darin und wartet auf den Frühling; die neugeborene Zuversicht aber liegt darin, daß die allgemeine Befreierin des Lebens aus den Banden der Kindheit, die ewige Natur, mit ihrem Zauberschlüssel den Kerker der Finsterniß öffne und das Leben in das helle Licht der Freiheit

und Wahrheit führe! Auch mich hat die Natur frei gemacht, ich will ausfliegen in die freie Luft des Daseins; — ich habe Dich verstanden, kleines Insect, laß Deine Flügel nur hart und fest werden, ich fliege mit Dir aus — hinaus, aus dieser dumpfen Wiege der Kindheit!" —

Philipp hatte den noch nassen Schmetterling an die Steinvase gesetzt und das Thier betrachtet, wie es mit instinctmäßiger Zweckmäßigkeit seine normale Entwickelung förderte und die erlittene Störung auszugleichen suchte.

„Ach ja!" seufzte er, sich an die Aloëvase mit dem Ellbogen stützend; — „ich muß ausfliegen — muß zu Voges eilen, dessen Worte mich wie Medicin erfrischen sollen, nachdem ich hier nur halsstarrige Ansichten habe hören müssen. Albernes Wort: Heimath — Elternhaus! — Als ob der Maikäfer dort auf dem Lindenblatte Sehnsucht nach der Larve zurück hätte, in welcher er zwei dunkle Jahre unter der Erde arbeiten mußte; — was die Natur nicht in sprechenden Erscheinungen zeigt, das ist Menschenthorheit, Krankheitsgefühl; hier im Hause sind sie alle krank — drüben auch; — ha! Gottlos nennt mich der alte schwarzäugige Teiler — und sein kleiner Pastor macht ein Gesicht, als ob ich ein Scorpion wäre! — Das kleine, kluge Mäulchen hätte einen Handkuß verdient, daß es am Montag Morgen von Sünder raisonnirte; — ich?

Gottlos? Sünder? Lieber Himmel! ich bin, seit Voges mir die Augen öffnete, aus der Andacht und Bewunderung der Schöpfung gar nicht herausgekommen! — Schade um das niedliche Mädchen! — Hätte es herzlich gern zur rechten Weltansicht und Lebensfreude bekehrt — wahrhaftig, das hätte ich! — Aber sie ist so spröde, wie Shellack; — das fromme Leimwasser, womit der Alte sie als Heiligenbild herausgepappt hat, ist ganz hart in ihr geworden. — Ich dachte, der Schalk in ihrem Auge wäre so ein Rest gesunder Natur, den man wieder zur Entfaltung bringen könne — ach, wie bin ich da schlecht angekommen! — Nun ja, die mag einen ehrbaren Stockfisch aus einem Candidatenseminar, so einen augenverdrehenden Kerl, wie man sie im Colleg bei Rector Zippel findet, heirathen — schade um das nette Kind!" —

Er setzte sich auf einen Stuhl, der auf dem Balkon stand, steckte die Füße in das Eisengitter, legte sich mit dem Stuhle an den Steinpfeiler zurück und blickte in das offene Zimmer; seine Augen blieben auf den Gemälden an der Wand haften; — das Portrait Margarethens, wie sie zwölf Jahre alt war, mit einem Kranze von Bertha's Hand geschmückt, gab seiner Miene einen wehmüthigen Ausdruck. — „Hm!" — murmelte er, sich den Bart reibend und die rothe Mütze auf dem Kopfe verschiebend, „was soll nun aus Dir werden?

Einen solchen prächtigen Menschen wie der Albert Schodeck, als einen Narren behandeln, eine solche Familie kränken — es ist empörend! — Hast Du blauäugiges Madonnengesicht denn nicht schon vor einem halben Jahre gewußt, daß der Baron nicht bei Teiler confirmirt ist? Aber da haben sie ihr die Hölle heiß gemacht; Mücken in den Kopf gesetzt! — es wäre ja entsetzlich gewesen, wenn eine gesunde Mädchenseele in der natürlichen Leidenschaft der Liebe das Gespinnst der frommen Erziehung durchbrochen und sich als fröhlicher, freier Schmetterling in die sonnige Welt geschwungen hätte — nein! — Jene Leute kennen die Verwandlung der Raupe und Larve zum freien Falter, der für die Liebe geboren wird, nur als Sinnbild der Unsterblichkeit auf ihren Leichensteinen; — da hat Bertha das arme Mädchen in die Lection genommen — Donnerwetter! warum muß das meiner Schwester begegnen, die so schön ist, so wunderhold! — Ich könnte eine wahre Wuth auf den kleinen Pastor haben.“ —

„Aber den Baron soll sie doch heirathen, das will ich durchsetzen; — das habe ich auch der Baronin gesagt. — Wenn ich das Bild da an der Wand länger betrachte, so kann ich's nicht glauben, daß ein Mädchen mit solchem Liebeshimmel in den Augen vor einem hübschen Manne zurückwiche, weil er freisinnig ist; — es steckt mehr dahinter; der

Alte spricht sich nicht aus, Margarethe meidet mich, seit ich ihr meine Meinung gesagt habe; — was wollte sie damit sagen: „Philipp, Du verstehst mich nicht!“ — Als ob ich keine Liebe verstände! — Blitz! Wenn sie heimlich einen Anderen liebte? — Aber wen? Sie könnte in ihrer Eingezogenheit nur einen ehrbaren Pfarrer bei Teiler kennen gelernt haben! — Einen steifen Schwarzrock, mit weißem Halstuche und Storchwaden, sollte ich Schwager heißen, sollte sehen, wie dieser das üppige Leben meiner Schwester in seinen heiligen Käfig setzte? Das hieße, einen glänzenden Schmetterling ewig zur Larve verdammen! — Ich will schon dahinter kommen; — auf die Mensur soll er, wenn es so ist! — Aber warum kommt der Baron nicht? Auch seiner Mutter hat er noch nicht geschrieben, wie sie mir gestern sagte. Es ist ein ordentliches Labsal, mit dieser Frau zu sprechen, sie liebt und ehrt Voges; — und nun gar das Fräulein Marie! Welcher Verstand, Witz, welche Freiheit des Lebens in dieser weiblichen Seele! Wie sie malt, dichtet; welche Belesenheit! — Als ich gestern von ihr wegging, hätte ich gleich dem Teiler die Fenster einwerfen und Margarethe hart anreden mögen, solche Courage fühlte ich; — aber! — — Nun, was wäre Ungewöhnliches dabei? ... Sie mag etwas älter sein als ich; — stolz bin ich auch, wenn es sein muß; — sie hat einen Blick, wie

Königswasser, man fühlt gleich, daß sich das Gold in der Seele löst und scheidet; — — wie würde sich Bertha ärgern! — Ihr zum Trotz möchte ich der niedlichen Marie gefallen — so recht zum Aerger Aller, die hier im Hause sind!" —

Er verstummte plötzlich; — ein langsamer Schritt erscholl im Zimmer; Merzdorf, in einem dunkelgrünen Hausrocke, die Stiefel über das schwarze Beinkleid gezogen, wie er gewöhnlich trug, nahete; die Hände hatte er auf den Rücken gelegt, das graue, kraushaarige Haupt war gegen die Brust gesenkt; in seiner ernsten, biederen Miene lag ein stiller Kummer. Er blieb vor den Wandgemälden stehen und betrachtete seiner Kinder Portraits mit schweigsamer Rührung; dann kehrte er sich gegen die Balkonthür, blickte schnell auf und fragte, den Sohn gewahrend und mit den ruhigen, klaren, blauen Augen ihn in mildem Ernste fixirend: „Du hier? Hast Du Dich besonnen?" —

Philipp war aufgestanden und erwiderte zwar mit seinem natürlichen Humor, aber doch zugleich in unwillkürlicher Gefühlsweichheit: — „Liebes Väterchen, verlange doch nicht, daß ein Vogel sich in eine Fledermaus oder Hausgrille verwandlen solle; ich sehe freilich in der ganzen Natur nur Metamorphose, aber jedes Geschöpf muß seiner Gattung getreu bleiben." —

„Philipp! Du stehst vor einem furchtbaren Ab-

grunde!" ermahnte Merzdorf mit erhobenem Finger; — „Deine Aeußerungen vor einer Stunde haben mein Herz mit großer Sorge erfüllt." —

„Das ist immer so, Väterchen; — wenn der Sohn in das Wasser springt, so vergessen die Alten leicht, daß er schwimmen kann und besorgen ein Unglück. Ich sehe in dem Abgrunde, den Du fürchtest, nur bekannte Gegenstände und ebene, sichere Wege. — Der alte Glaube, den Du mir aber jetzt noch, als Erwachsenem, auferlegen willst, erscheint mir wie eine dunkle Kammer, in die Du das kleine Kind einsperrtest. Blicke doch vertrauungsvoll auf den Dir fremden Weg, den ich gehe, verlaß Dich auf mein ehrliches Herz, das Du mir für meinen Lebensgang mitgegeben hast." —

„Warum hast Du heute die rothe Studentenmütze aufgesetzt?" —

Philipp schien es vergessen zu haben, daß er sie trug, griff auf den Kopf und sagte nach kurzem Besinnen mit einer gutmüthigen Ironie: „Ich habe mich seither wohl darunter gefühlt, ich wollte es wieder sein." —

„Philipp! Philipp! Was hast Du mir vorhin gesagt? — Ich will glauben, daß Du in jugendlicher Aufregung und Widerspruchslust nur schlechter erscheinen wolltest, als Du wirklich bist! — Du hast mich, mein Bewußtsein, ja meine fünfundsechszigjährige Vergangenheit gekränkt, Du dachtest nicht

daran, daß ich Dich und Deine Schwester als ein Geschenk Gottes empfangen habe, und daß Deine Mutter Euch im Sterben Gott empfahl! Wie konntest Du mir sagen, daß ich ein Wesen der Finsterniß sei, das einst nicht mal Gelegenheit finde, ein versäumtes Dasein bereuen zu können! — Philipp! noch fühle ich mich erschüttert, und hätte ich nichts weiter gewirkt, als Dich mit zärtlicher Sorgfalt geliebt und erzogen, so hätte ich doch schon Gottes Willen erfüllt." —

„Ihr guten Alten denkt gar nicht daran, daß während Eures Gewohnheitslebens, das sich von dem Eurer Eltern merklich unterschied, eine neue Welt sich gestaltet, eine neue Ansicht in der aufwachsenden Generation aufgeklärt hat, daß Ihr alt geworden und der Zeit verfallen seid. — Was wußte der Großvater von Dampfwagen und electrischen Telegraphen? Hast Du doch nicht mehr, wie er, an Gespenster und Hexerei geglaubt; — sieh, so glaubt die neue Generation auch nicht Alles, was Du als Kind gelernt hast, — und was man einmal gelernt hat, das bleibt so lange sitzen, bis gelegentlich einmal der Mensch überführt wird, daß man noch gar nichts weiß." —

„Menschenansichten und menschliches Wirken sind wandelbar und führen auf immer neue Gebiete des Wissens und Schaffens, aber die ewige Wahrheit bleibt eine Sonne, welche in ruhiger Güte das

Wahrhaftige und Thörichte der Menschen bescheint, und ohne diesen Stern kann Niemand wissen, ob er auf rechter oder falscher Spur ist. Diese Sonne ist die offenbarte Religion; — daß Du ihr den Rücken kehrst und Deinem eigenen Schatten folgst, ist mein Kummer! — Ja, Philipp, Du hast das Innerste Deines Wesens, das Abhängigkeitsgefühl von Gott, verloren, damit bist Du Deiner Abkunft ungetreu geworden, und Du kannst weder sittlich, noch zufrieden und glücklich werden! O! ich möchte Dich vor der Stunde bewahren, in welcher Du in Verzweiflung den verleugneten Gott suchst und nicht weißt, woran Du ihn erkennen sollst!" —

„Väterchen! Wie Ihr frommen Leute Euch das Alles so schlimm denkt. Sieh, wie die liebe Sonne lacht, wie die Linden grünen, die lustigen Vögel springen und singen, wie die Mücken hier in lauter Wonne schwärmen; sieh, da probirt ein Schmetterling zum ersten Male seine Flügel, die ihm im dunklen Traume seines Larvenzustandes gewachsen sind! — Wohin strebt er, wohin will er fliegen? In die heitere, kurze Daseinslust, um zu lieben und sich frei zu fühlen! — Ich bewundere die Schöpfung, ich finde darin Alles, was das Leben fordert und erfüllt!" —

„Auch was im Sterben Noth thut?" —

„Sterben ist ja die Erfüllung des Lebens; wir sterben jeden Augenblick, wir geben an die große

Mutter Natur zurück, was sie uns lieh, bis sie uns endlich ganz in ihren ewigen Schooß nimmt, um in ihr aufzugehen." —

„Zu verwesen — ja — und was giebst Du dem Vater zurück, der Dir den Geist des vernünftigen Erkennens seines Willens gab und dem Du Rechenschaft ablegen sollst von dem anvertrauten Pfande?" —

„Es giebt keinen Geist ohne Materie; — die Natur ist Vater und Mutter in Einem, sie schuf die Geschlechter — in den Gattungen läßt sie die Individuen untergehen, eine persönliche Unsterblichkeit ist eine Unmöglichkeit, denn . . ."

„Schweig!" — rief Merzdorf und aus seinen blauen Augen schossen Blitze; — „wer an einer Auferstehung zweifelt, der leugnet die Gerechtigkeit und buhlt mit dem Bösewicht um das Leben seiner thierischen Natur!" —

„Ich leugne ja die Auferstehung nicht; jedes Atom, das verweset, ersteht zu neuen Lebensformen; aus der Asche meines Großvaters ist eine stattliche Trauereschе geworden!" —

„Schweig!" — wiederholte Merzdorf heftiger, indem er mit dem Fuße stampfte, — „Gotteslästerung dulde ich nicht in meinem Hause!" —

„Es ist unbillig, daß Du und alle Leute des Glaubens ihre Meinungen Anderen mit größter Unduldsamkeit aufdrängen." —

„Die Religion, worin Du getauft und confirmirt bist, ist keine Meinung, sondern Gottes Wort, das er durch seinen Sohn verkünden ließ; — ich dränge Niemandem das göttliche Wort auf, aber von meinem Sohne fordere ich, daß er kein Bösewicht, kein unglücklicher Leugner werde. — Du hast den Pastor Teiler am Montage Morgen tief beleidigt, wo Du gekommen warst, ihm die Freude des Wiedersehens zu bringen!" —

„Warum redete er den Naturforscher auf seine Glaubensartikel an?" —

„Du hast Deinen geistlichen Lehrer gekränkt und —"

„Nun, er konnte doch nicht verlangen, daß ich an ein erstes Menschenpaar im Paradiese glauben soll." —

„Du hast ihn lächerlich gemacht und Bertha's Gefühl empört; Du gehst jetzt hinüber, bittest Vater und Tochter um Verzeihung und bereuest Deinen jugendlichen Uebermuth; — das ist es, was ich Dir vor einer Stunde befahl! — Margarethe wird drüben sein; auch sie versöhne." —

„Ich soll wie ein Schulknabe zu Teiler kommen? Ich, der ihn nur hat aufklären wollen? Nimmermehr!" —

„Du wirst ein Bösewicht; o! Du folgst den Fußtapfen des gottlosen Gustav; er kannte auch keine Religion; was er durch böse Natur, schlechte

Erziehung und Faulheit wurde, das wirst Du durch eine spitzfindige Teufelslehre! Philipp! noch ist es Zeit!" —

Philipp sah seinen Vater mitleidig an.

„Du meldest Dich zum ärztlichen Staatsexamen und richtest Dich ein, ein tüchtiger, wohlthätiger Arzt in hiesiger Stadt zu werden; — am Bette der Leidenden und Sterbenden wird Dir Gott näher treten." —

Philipp schwieg. —

„Das ist mein letztes Wort. Achte diese grauen Haare, tödte mich nicht, ich ertrage das Schicksal Bornemann's nicht, Gott weiß, ich habe es nicht verschuldet!" —

„Wie erklärst Du mir denn durch Religion, daß Margarethe einen anständigen, ehrenhaften Mann mit falscher Liebe täuscht und am Verlobungstage förmlich zum Besten hat?" — fragte Philipp nicht ohne Groll.

Merzdorf sah ihn groß und beherrschend an. —

„Nun?" — fragte Philipp dreister.

„Ob der Mann ehrenhaft ist, will ich mit Dir nicht untersuchen" — antwortete der Vater ernst; — „Margaretha's Herz ist ein reines Gefäß Gottes; es war von einer falschen Leidenschaft erfüllt und der Geist der Wahrheit, welcher sich in ihrem Gemüthe aufklärte, war mächtiger, als die Rücksicht auf die Welt und die Urtheile der Leute." —

„Ich achte den Baron; er hat an mir einen Freund gefunden," sagte Philipp, vom Geiste des Widerspruchs gereizt.

„Heuchler und Gottesfeinde sind stets Freunde; — Du weißt nun, was ich von Dir fordere; der Gehorsam gegen Deinen Vater soll mir ein tröstliches Zeichen sein, daß Du noch nicht verloren und für ein gerechtes Leben zu retten bist." —

„Vater, so denke doch endlich daran, daß ich in dem Alter selbstständiger Ansichten bin, wo man nach Ueberzeugungen handelt; willst Du dem erwachsenen Sohne versagen, was die Lehrer beim Studenten voraussetzten? Ich gehe weder zu Teiler hinrüber, noch werde ich praktischer Arzt, das habe ich Dir schon vor einer Stunde erklärt." —

„Dann gehe mir vor den Augen weg; wer den Vater nicht hören will, muß dem Schicksale folgen! — Geh! geh! — Gott! was ist seit Sonntag aus dem Frieden meines Hauses geworden!"

„Ja, ich will gehen, hier halte ich es nicht aus; gieb mir Geld, ich will nach Amerika reisen, um als Naturforscher mir einen Ruf zu erwerben." —

„Nach Amerika ging Gustav auch; — für einen Gottlosen habe ich kein Geld — wer ohne Gott und Vatersegen leben will, muß auch die Mittel seiner Existenz kennen; — geh! — geh! arbeite, das führt zum Nachdenken über die menschliche Bestimmung." —

Philipp's Antwort wurde durch das Erscheinen der Magd unterbrochen, welche mit den Worten eintrat: „Herr Rentmeister, ein fremder Herr aus Steinhausen wünscht Sie zu sprechen und wartet unten."

„Der Baron?" rief Philipp eifrig und wollte vom Balkon in das offene Gemach dringen, aber die Magd sagte: „Nein, der Herr ist älter und nannte sich — Hoff ... ach! nun habe ich den Namen nicht aufgefaßt, er sprach ihn selbst so undeutlich!" —

„Führe ihn herauf in das Eckzimmer," sprach Merzdorf; und als die Magd fortgegangen war, sah er seinen Sohn streng und doch mit unterdrückter Wehmuth an. — Philipp wollte seine Hand ergreifen, aber der Vater trat zurück und erwiderte: „Stelle den consequenten Willen eines Mannes nicht auf die Probe, welcher Gott allein die Ehre giebt! Die Ansichten des Professor Voges gehören nicht in mein Haus und in das Leben meines christlich erzogenen Sohnes; — jetzt gehe zu Teiler hinüber, dann setze die Eingabe an das Obersanitätscollegium auf und bitte um Zulassung zur ärztlichen Prüfung und Praxis; — ohne Beides gethan zu haben, erscheine nicht vor mir am Tische. — Und damit Du die Gemeinschaft mit Gott erneuerst und Deine Seele zum guten Entschlusse kräftigst, wollen wir, Du, Margarethe und ich, morgen am

Freitage, zum heiligen Abendmahle gehen; das kannst Du dem Pastor Teiler sagen und heute Abend wollen wir uns darauf vorbereiten.“ —

Da Philipp nicht antwortete, sondern seinen Vater mit einer eigenthümlichen Miene des Mitleids betrachtete, so warf dieser noch einmal einen strengen Blick auf ihn und entfernte sich schnell. Philipp sah ihm nach; dann legte er sinnend die Hand vor die Stirn und blickte in die Lindenbäume. Plötzlich flatterte der Schmetterling auf, den er vorhin an die Steinvase gesetzt hatte, schwang sich mit schillernden Flügeln im Kreise um Philipp, als wollte er ihm für den Dienst zur Freiheit danken, und hob sich dann hoch in die blaue Luft, in welcher er wie ein Silberblättchen im Sonnenglanze verschwand. Philipp hatte ihn aufmerksam mit den Augen verfolgt. „Du hast mir den Weg in's Leben gezeigt!“ sagte er mit heiterem Erwachen aus dem träumerischen Nachblicken; — „ich will Dir folgen, gleich Dir, ohne aus der Larve, worin ich mich befinde, mehr, als das bessere Ich, den Trieb des Lebens, mitzunehmen! — Wer seine Flügel fühlt, mag nicht mehr Made sein — und was soll ich hier anders vorstellen? — Ha! Teiler um Verzeihung bitten, daß ich ihm Wahrheiten gesagt habe? — Es ist ebenso komisch wie ernsthaft — und ich sollte sehen, wie Bertha, wenn sie den reuigen Sünder um das heilige Abendmahl bitten hört, eine Gna-

denmiene macht und . . . Donnerwetter! das fehlte noch; schon der Gedanke bringt mich auf!" — Er griff nach seiner rothen Studentenmütze und warf sie mit Gewalt auf den Stuhl. — „Adieu, Heimath! Ich fliege in die freie Welt — begleite den Professor auf einer neuen Weltreise; — ich will ohne die heiligen Groschen hier im Hause schon meinen Unterhalt finden! — Adieu! — Die Herrlichkeit im Vaterhause hat kaum vier Tage gedauert; — ohne Abschied will ich fortgehen!" —

Er trat vom Balkon in das Zimmer zurück; seine Augen fielen auf die Portraits der Familie.

„Heimath! — Ach! ein schönes Wort! — Alles hier erinnert mich an meine Knabenzeit; — aber ist das Heimathsgefühl nicht etwas Krankhaftes, das die Menschen in ihrer sentimentalen Weichlichkeit gezeugt haben? Heimath ist eine Schranke; wer sich vor der Freiheit fürchtet, sehnt sich in das Elternhaus heim. — Was weiß der Schmetterling, der eben aufflog, von seiner Larve, die dort liegt, und doch seine schützende Heimath war? In dem großen Verwandlungsprocesse der Wesen, sagt Voges, vernichtet jede neue Entfaltung die alte Lebensform, jede neue Gestalt findet ihre neue Welt; da, wo das Wesen am Natürlichsten gedeiht, da ist seine Heimath! — Was will das sagen, Vater, Mutter? Ist das Zeugen und Gebären in der Natur nicht zugleich sterben? Das Geschöpf,

welches geboren wird, tödtet, so lehrte mich Voges; — das Produciren einer neuen Generation ist ja bei unzähligen Insectengattungen zugleich der Tod der Eltern — manche Mutter wird das schützende Grab ihres Kindes, das sich in seine getödtete Mutter als erste Wiege hineinbettet. — Gut, ich will diese Wiege, in die ich zurückkehrte, und die immer noch mährchenreiche Wiege sein will, verlassen; ich finde mein Klima hier nicht, ich reise." —

Er eilte fort in seine Stube, wo Bücher unordentlich umherlagen und ein Mikroskop auf dem Tische stand, von Sectionsinstrumenten, Reagentiengläsern und zerstückelten Pflanzen und Thieren umgeben. Mit kräftiger Hand zog er seinen kleinen Reisekoffer unter dem Bette hervor und schlug den Deckel auf, um einige Bücher hineinzulegen und etwas Wäsche und zusammengeraffte Kleidungsstücke darauf zu werfen; er packte das Mikroskop in einen Mahagonikasten und unterbrach plötzlich sein Thun, indem er sich auf einen Stuhl niederließ und den Kopf mit dem Arme auf die Lehne stützte. „Eins thut mir leid!" sprach er halblaut — „ich hätte mich so gerne noch recht oft mit der Marie von Schodeck unterhalten — die versteht mich!" —

Margarethe und Bertha hatten am oberen Eckfenster des Pfarrhauses, als sie durch die Lücken

der Linden Philipp erkannten, keine Ahnung von Dem, was in ihm vorging. Als Margarethe zu der Freundin sagte: „wie tröstet es mich, daß ich Dich von Liebe gefoltert sehe, nun wirst Du mich richtiger verstehen und milder beurtheilen" — da hatte Bertha ihren Blick schweigend nach dem Garten gegenüber gerichtet und Philipp's Gestalt, so weit sie sichtbar war, beobachtet. — „Ach!" seufzte sie endlich — „wenn er mir doch begegnete, daß ich ihn retten könnte von dem Gifte, das er in sich trägt und wie eine Biene sucht; — die Marie von Schodeck wird ihn vollends zu Grunde richten!" —

„Mein Vater hat heute Morgen ernstlich mit ihm gesprochen," versetzte Margarethe; „er wird kommen, Deinen Vater versöhnen, Dich freundlich anschauen — er ist wahrhaftig nicht böse." —

„Mit wem spricht er? Da kehrt er sich gegen die Thür." —

„Vielleicht mit dem Vater." —

„Es ist ein furchtbares Gefühl für mich, wenn ich meinen Vater von Philipp reden höre, wie von einem Verlorenen, und ich ihm beipflichten muß und doch mein Herz widerstrebt. Ich habe alle meine Ruhe und Besonnenheit verloren, ich möchte stets bei ihm sein, um ihn zu leiten, aber er hört nicht mehr auf mich. Es drückt mich, daß ich meinem Vater dies Gefühl nicht zu entdecken wage; oft wenn ich bei ihm sitze oder allein bin, erschreckt

mich der Gedanke, daß ich selbst schlecht geworden sei." —

Margarethe nickte langsam mit dem Haupte und sah dabei Bertha mit großen träumerischen Augen an.

„Was meinst Du?" fragte diese lebhaft.

„Ich fühle es auch — und doch ist dieses Schuldgefühl so selig schmerzlich — und so ermuthigend, wenn ich mir sagen muß, daß ich allein den Menschen liebe, den die ganze Welt verachtet."

Beide Mädchen schwiegen lange Zeit.

„Komm, laß uns im Gesangbuche lesen," sagte Bertha plötzlich, wie im Schreck, den Platz verlassend; — „unsere Gedanken schweifen sonst zu weit." — Sie holte das Buch von einem kleinen Hängebrette und begann zu lesen. Daß Margarethe nur eine sehr zerstreuete Zuhörerin war, bewiesen nicht nur ihre Blicke durch das Fenster, sondern auch ihr plötzlicher Ruf: „Wer ist das? Er sucht unser Haus!" —

Erst nach einem strafenden Blicke ließ Bertha das Buch sinken und richtete die Augen durch das Fenster auf den Kirchplatz nieder. — Hier stand ein feingekleideter Herr mit einem heiteren, rosigen Gesichte, der umherspähte, das Merzdorf'sche Haus betrachtete, nach den Fenstern aufsah, dann auf die Klostergasse zuschritt, die Verzierung der Hausthür zu besehen schien und schnell darauf zuging.

„Den Mann soll ich kennen," sagte Margarethe, „den habe ich in Steinhausen bei dem Musikfeste gesehen; — wahrhaftig, es ist der Stadtrath Hoffmann! — Was mag er wollen? Es klopft mir das Herz; — wenn ihn Albert gesandt hätte — ein Glück, daß ich nicht zu Hause bin — ich bekomme eine furchtbare Angst!" — Sie stand auf und schritt durch die Kammer, von Zeit zu Zeit auf das Haus hinüberblickend.

„Hast Du denn noch gar nicht erfahren, was Gustav damit hat sagen wollen, daß der Baron ein Mädchen in's Unglück gestürzt und ein anderes Weib betrogen und zur Rache gereizt hat?" —

„Ich habe ihn ja noch nicht wieder gesprochen, aber Philipp muß es wissen, er sagte im Eifer zu mir: was geht es Dich an, wenn Dein Bräutigam früher geliebt hat; man gönnt ihn Dir nicht — und auf Ohrenbläserei muß man nicht hören." —

„Seine eigene Schwester muß darum wissen; sie sah Dich so spöttisch an, als wäre Deine Verlobung nur eine Komödie." —

„Ja — eine schreckliche Komödie, ich mag nicht an den Sonntag denken; — sieh — Bertha, sieh, der Stadtrath steht oben im Eckzimmer am Fenster und blickt nach der Kirche: — mein Vater wird noch nicht bei ihm sein; — jetzt wendet er sich ab; — ach! was mag er wollen?" —

Margarethe hatte sich nicht getäuscht. Nachdem Stadtrath Hoffmann das steinerne Kleeblatt über der Hausthür mit zweideutigem Lächeln betrachtet hatte, war er in das Haus eingetreten und, nach geschehener Meldung, von der Magd in das Eckzimmer der Beletage geführt, wo er einige Minuten auf Merzdorf wartete und sich die Zeit vertrieb, indem er durch das Fenster den Platz und die Kirche betrachtete und dann die Gegenstände im Zimmer flüchtig in Augenschein nahm. Er war mit dem Frühzuge von Steinhausen abgefahren und schon eine Stunde lang bei der Baronin von Schodeck gewesen. Mit einem Kennerblicke besah er die altmodigen, aber schweren Silbergeräthe, welche im Zimmer auf Tischen und Komoden standen; nicht ohne ein spöttisches Lächeln bemerkte er die in schwarzen Sammet gebundene Bibel, welche auf dem Tische unter dem großen Lutherbilde lag, das er als Gemäldeliebhaber aufmerksamer betrachtete. — Er hatte eben die Harfe Margarethens, welche noch seit Sonntag in der Ecke lehnte und seitdem nicht wieder von der Eigenthümerin berührt worden war, mit einer listigen Miene angeblickt, als die Thür sich öffnete und Merzdorf im schlichten Oberrocke, nicht ohne eine ernste, aber milde Miene eintrat. Die blanken, hohen Stiefel über dem Beinkleide übten auf das an die moderne Toilette gewöhnte Auge des Stadtraths einen ersten,

flüchtigen Eindruck der Heiterkeit aus, welche er aber sofort benutzte, um seine gute Laune dadurch zu steigern, die er für sein Vorhaben am geeignetsten hielt. —

„Gehorsamer Diener, lieber Herr Rentmeister," rief er cordial und streckte dem ruhigen Manne die Hände entgegen; — „kennen Sie mich nicht mehr? Freilich, es sind bald acht Monate dazwischen, daß wir in Steinhausen der heiligen Frau Musica einige fröhliche Stunden widmeten; — ein Geschäftsausflug, der mich durch diese Stadt führt, wo ich auf einen späteren Dampfzug warten muß, wollte ich nicht vorübergehen lassen, um Sie und andere gute Bekannte zu begrüßen, und da die liebe Baronin von Schodeck erst später Tag macht, als der emsige, immer jugendliche und ordnungsmäßig lebende Rentmeister, so bin ich hier zuerst hergekommen." —

Merzdorf hatte sich bei der wortreichen Anrede, die Hoffmann in einem gewissen, anfänglichen Ueberstürmen an ihn richtete, höflich verbeugt und den Stadtrath schweigend nach dem Sopha geführt. — „Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Erinnerung," erwiderte er jetzt, einen Sessel für sich herbeiziehend; — „Sie wollen weiter reisen?" —

Diese Frage unbeachtet lassend, fuhr Hoffmann fort: — „Hätte Ihr lieber Schwager gewußt, daß ich hierher kommen würde, so hätte er mir die herzlichsten Grüße aufgetragen, jetzt aber kann ich

Ihnen nur sein Wohlsein melden und daß er oft mit Liebe von Ihnen spricht.“ —

„Bei welchen Gelegenheiten?“ fragte Merzdorf, der sich immer an das Wort hielt.

„Giebt es nicht tausend Gelegenheiten? Zwei Schwäger und zwei Nachbarstädte? Da der gute Bornemann nicht Zeit hat, so sollte der liebe Rentmeister nur öfter nach Steinhausen kommen. Aber vor allen Dingen — entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit — muß ich Ihnen von ganzem Herzen meinen Glückwunsch zu dem glücklichen Ereignisse darbringen, woran ganz Steinhausen den lebhaftesten Antheil nimmt; wir haben mit wahrer Freude die Verlobung ihrer liebenswürdigen Tochter —“

„Bitte, bitte —“

„Warum soll man nicht das liebliche Mädchen, das in Steinhausen in Aller Gedächtniß lebt und dessen Gesang noch in unserer Seele klingt, bereits als die Unsrige betrachten. Ist doch ohne Zweifel die erste Begegnung der Herzen in Steinhausen geschehen, und was unserem Schodeck begegnet, das geht uns Alle an, denn er verdient das Glück, von Ihrer schönen Tochter geliebt zu werden.“ Mit listig lauerndem Blicke hatte Hoffmann die verlegene Unruhe Merzdorf's beobachtet, aber ignorirt.“ —

„Haben Sie den Herrn Baron kürzlich gesprochen,“ fragte jener; „und wie kommt die Kunde einer Verlobung nach Steinhausen, die doch nur Gerücht sein kann?“

„Ei, Sie befremden mich, Freundchen; — man weiß allgemein, daß am Sonntage die Verlobung hier gefeiert ist; — ich glaube auch, daß ich die Anzeige gelesen habe.“ —

„Gelesen? öffentlich? Wo?“ —

„Ich will es nicht mit Bestimmtheit behaupten; in meinem Kopfe vermischen sich tausend gesprochene und gelesene Dinge mit einander; aber es genügt, daß ich Ihnen die allgemeine Freude bezeuge, welche in Steinhausen die Thatsache geweckt hat. Wir erwarten mit Ungeduld den Tag, wo Ihre herrliche Tochter die Unsrige wird.“

„Und mein Schwager glaubt auch an die Thatsache?“ —

„Ei, er kennt ja längst das zärtliche Verhältniß und theilt aufrichtig Ihr Glück; — und wahrlich, es ist etwas Bedeutendes, mit einer solchen Familie wie die der alten Schodecks, die in unserem Fürstenthume seit Jahrhunderten den ersten Platz eingenommen haben, in nächste Blutsverwandtschaft zu treten. — Aber warum freuen Sie sich denn nicht ohne Rückhalt? Sie machen eine bedenkliche Miene — ha! ich errathe es, Freundchen! ich errathe es; lassen Sie mich aufrichtig sein, wie es meine Natur erheischt.“ —

„Herr Stadtrath, Ihre Mittheilungen beunruhigen mich allerdings — erlauben Sie ...“

„Bitte, lassen Sie mich errathen! — Ich weiß,

Sie haben gewisse strenge Grundsätze, es erscheint Ihnen etwas heterogen, daß das liebe Kind dieses, im Rufe der frommen einfachen Sitte stehenden Hauses die Gattin eines weltlichen Mannes wird; — aber, wenn die Liebe hier nicht selbst am Natürlichsten geurtheilt und entschieden hätte, so kann ich Sie noch auf andere Weise beruhigen; wissen Sie, die Theaterintendantur ist nur ein kurzer Durchgangspunkt für unseren Baron, den die höchste Stelle des Fürstenthums erwartet; ich zweifle gar nicht daran, daß er auf den Platz seiner Vorfahren steigen wird."

„Ich gestehe Ihnen ein, daß mich das am wenigsten beunruhigen könnte; — die Liebe ist eine Sprache, die wir mit unserem Verstande nicht zu übersetzen vermögen; — die Welt glaubt oft an Liebe, wo doch nur die Herzen sich abklären und . . ."

„Vortrefflich! welche herrliche Ansichten! ganz die meinigen! — Das Herzensgeheimniß ist Sache der Liebenden, wir halten uns an die Thatsache, und da kein tugendhaftes Mädchen mit einem Manne Monate lang verkehrt und die Eltern zum Anschauen der Liebe versammelt, ohne Lebensresultat, so ist die Anwesenheit der Baronin am Sonntage hier Thatsache genug, um ohne formelle Anzeige allen theilnehmenden Leuten die Freude und Pflicht der Beglückwünschung aufzuerlegen! — Der Himmel segne

die Verlobten; es haben sich zwei edle Menschen gefunden! Gottes Segen über Ihr Haus! Wahrlich, Sie können von Glück sagen, hundert vornehme Familien beneiden Sie — aber — wo ist denn das liebe Fräulein Töchterchen? Rufen Sie das Fräulein, daß ich sie im Namen unserer Stadt begrüße und willkommen heiße!" —

Merzdorf hatte mehrere Male zu sprechen angesetzt, aber nicht zu Worte kommen können; seine frühere Unruhe war in eine ernste, feste Haltung übergegangen. — „Sie sind ein sehr warmer Freund des Barons" — hub er jetzt an — „hat er Ihre Gratulation auch angenommen?" —

„Ich habe ihn am Montage, Nachmittags gesprochen — er glühte noch vom Feuer der Begeisterung; er theilte mir die stattgehabte Verlobungsfeier mit, er ist, wenn es möglich ist, noch edler durch sein Glück geworden, ich möchte es fromm, oder vielmehr andächtig nennen; — ich werde von Ihnen zu der Baronin eilen, um sie zu beglückwünschen, um ihr meinen Dank zu sagen, daß die Liebe zu ihrem Sohne und das Vertrauen zu seiner edlen Wahl jedes Bedenken ihres hohen Standes beseitigte." —

„Hören Sie mich — ich bitte — es . . ."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, glücklicher Vater! — Nehmen Sie die Glückwünsche mit nicht zu ängstlicher Bescheidenheit auf; Jeder kennt seinen

Werth, aber es ist auch ein Kleinod, das Sie in der Person des Barons dem schönen Kranze Ihres Familienglücks einverleibt haben.“ —

„Verstehen Sie mich richtig; die von Ihnen angedeutete Angelegenheit ist mehr Gerücht, als Wirklichkeit; — man muß das Alles noch der Zukunft überlassen; allerdings erzeigte uns die Frau Baronin die Ehre am vergangenen Sonntage; allerdings hat der Herr Baron meine Tochter ausgezeichnet und . .“

„Ausgezeichnet? das Herz hat sich zum Herzen gefunden, ja — wie kann die Liebe eines jungen Mannes, um den eine ganze Stadt buhlt, ein Geheimniß bleiben? — die häufigen Fahrten nach hier hätten schon die guten Steinhausener auf die Spur leiten müssen, wenn nicht schon beim Musikfeste selbst die Liebenden sich unfreiwillig declarirt hätten.“

„Sie lassen mich ja gar nicht zu Worte kommen, Herr Stadtrath“ — fiel Merzdorf etwas verdrießlich ein; — „ehe Sie mir Glück wünschen, warten Sie gefälligst ab, daß der Herr Baron Sie selbst dazu veranlaßt. Ich glaube, daß er am Besten seine vertrauten Freunde darüber aufklären kann, was mir die Rücksicht nicht gestattet. Ich muß aber bis dahin Ihre Glückwünsche für verfrühte betrachten, so dankbar ich Ihnen auch für Ihre gütige Aufmerksamkeit bin.“ —

Hoffmann sah den alten Rentmeister mit seinem

kalten, zerstreuten und maskenartigen Lächeln an, was bei ihm stets stille, schlaue Gedanken verdeckte. — „Lieber Freund — Ihre strengen Grundsätze ehre ich, aber in der Praxis gehen Sie doch etwas zu weit, wenn Sie die Gewissenhaftigkeit auf scrupulöse Rücksichten ausdehnen, die bei Ihnen nur eine Deutung der Ehrenhaftigkeit und Bescheidenheit zulassen, aber in der Meinung der Welt andere Personen compromittiren können. Bitte — noch ein paar Worte; — Sie wollen erst die formelle Verlobungsanzeige abwarten, während die Thatsache selbst eine stadtkundige Freudenpost in ganz Steinhausen geworden ist, ohne des Barons Zuthun. Sie können ja leicht denken, daß die schönsten, angesehensten und vornehmsten Damen auf unseren Baron hofften und mit Argusaugen seine Schritte und Neigungen bewachten; — nun frage ich Sie, wenn ich nach Steinhausen zurückkehre und dort den Freunden sagen müßte: aus der Verlobung ist nichts geworden, Merzdorf hat meine Gratulation abgewiesen — würde dadurch der Baron nicht compromittirt — noch mehr, würde Ihre edle Tochter nicht in ein sehr zweideutiges Licht gesetzt werden, daß sie eines Edelmann's Besuche — . . .“

Merzdorf sprang vom Sessel auf, Hoffmann ergriff schnell seine Hand, zog ihn wieder nieder und fuhr fort: „Schon der Gedanke empört, nicht wahr, lieber Freund? Sie sehen, daß ich recht habe —

aber bitte, rufen Sie das liebenswürdige Töchterchen, ich möchte sie nur einmal wiedersehen, ich denke immer noch an ihren Gesang, an ihre strahlende Erscheinung an der Festtafel.“ —

„Meine Tochter ist nicht zu Hause.“ —

Hoffmann horchte zweifelhaft auf und lächelte ungläubig.

„Ueberhaupt, Herr Stadtrath, bitte ich Sie, lassen Sie uns über diesen Gegenstand nicht mehr reden; es geziemt mir nicht, dem Vertrauen, welches Ihnen der Herr Baron zu schenken gewillt sein könnte, vorzugreifen. — Herzensangelegenheiten muß man den Liebenden selbst überlassen — Gefühle sind wandelbar; — wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin?“ —

„Sie kleiner Schlaukopf!“ — kicherte Hoffmann, indem er schmeichelnd auf Merzdorf's Knie klopfte — „meine Frau freuet sich, an Schodeck's Gemahlin eine neue Freundin zu finden, sie ist sehr musikalisch, singt schön und Ihre Tochter würde in meinem Hause eine liebe Freundin werden.“ —

„Sie sind ein gütiger Mann; wenn Sie den Herrn Baron sehen, so sagen Sie ihm gefälligst, daß ich ihm eine recht glückliche Zukunft wünschte.“

„Verstehe, Sie haben ihm ja die Zukunft bereits durch das Kostbarste, was Sie besitzen, bereichert. Nun ich das Zartgefühl erkenne, womit Sie die Verlobung behandeln, fasse ich eine große Ach-

tung vor Ihren strengen Grundsätzen, welche ich mir bei religiösen Leuten einer gewissen entschiedenen Richtung etwas rücksichtslos gedacht habe; wenigstens ist man der Meinung ...."

„Sind Sie nicht auch ein lutherischer Christ?"

„Ei, mit voller Ueberzeugung, aber bei Personen, welche viel mit der Welt verkehren müssen und stündlich Gelegenheit haben, wie ich, in die Unvollkommenheiten, Halbheiten, Beschränkungen und Anstrengungen der irdischen Verhältnisse und Menschen hineinzublicken, gewinnt man eine gewisse Toleranz, eine duldsame, leichtere Auffassung — jedoch die Ehre, Wahrheit und Freiheit des Menschen dürfen nicht darunter leiden. Ich sehe da mit Vergnügen das Bildniß Luther's — ein schönes Bild, das mich stets an den köstlichen Choral: „Eine feste Burg" — erinnert; — das war ein Mann ohne Furcht und Tadel, der verstand das Göttliche und Irdische im Menschen richtig zu würdigen, Gott, Wahrheit, Vernunft, Freiheit und Frömmigkeit mit Wein, Weiber und Gesang!" — Hoffmann war aufgestanden und vor das Bild getreten; Merdorf folgte ihm und sagte ernst: „Wer dieses Mannes Jünger sein will, muß es im Geiste und in der Wahrheit sein, und den Menschen in ihm vergessen." —

„Eine Copie von dem Originale des Lucas Cranach" — sagte Hoffmann, die Worte des Rentmei-

sters absichtlich überhörend und schnell auf die künstlerische Betrachtung des Bildes überspringend; — „kennen Sie das berühmteste unter den vielen Lutherbildern, welche sein Freund Lucas Cranach verfertigte? Es trägt das Datum 1520 und ist eine Art Wachsmalerei, die, wie Schodeck, der tüchtige Kunstkenner, mir sagte, der Maler vom spanischen Jesuiten Requidino gelernt haben soll. Ich habe in meiner kleinen Gemäldesammlung auch ein Original von Lucas Cranach, den großen Vernunfthelden im häuslichen Kleide mit seinem sechsjährigen Töchterlein.“ —

„Sie ehren Luther? Das freut mich“ — sagte Merzdorf in etwas übler Laune.

„Ich? Ei Freund, halten Sie mich, als Diaconus der Jakobikirche für so wenig kirchlich? Sind wir nicht obenein Collegen? Wenn ich von Bornemann recht verstanden habe, so sind Sie auch Mitglied des Vorstandes der Kirche drüben.“

„Ja, und dabei auch im Leben ein treuer Anhänger und Diener meiner Kirche.“ —

„Ich weiß, Freund, weiß! — Ein treuer, ehrbarer Mann von Charakter und Herz — das weiß ich von Schodeck, der Ihren edlen Sinn und die fromme Sitte Ihres Hauses nicht genug rühmen kann und das religiöse Gemüth Ihrer Tochter als seinen Himmel betrachtet, der ihn mit Andacht erfüllt. Ich kann Ihnen versichern, daß seit der Liebe

Ihrer Tochter der Baron sich gänzlich geändert hat; er ist ernster, ich möchte fast sagen klarer mit sich selbst und ruhiger gegen die Welt geworden." —

„Hm! hm!" — brummte Merzdorf und schritt, sich die Stirne reibend, nachsinnend durch das Zimmer. Der Stadtrath wendete sich vom Bilde, das er immer noch angesehen hatte, gegen den eben auf ihn zuschreitenden Merzdorf und fragte: „Aber was ist denn aus Ihrem Sohn geworden? Ich erinnere mich aus früheren Jahren des muntern, wilden und lustigen Knaben, der einmal bei Bornemann war; — er muß etwas Tüchtiges geworden sein." —

„Er hat Medicin studirt, ist bereits 21 Jahre alt und als Doktor kürzlich von der Universität heimgekehrt." —

„Erst 21 Jahre und schon Doktor? Gott! welche Freuden erleben Sie an Ihren Kindern! — Nun, ich hoffe ihn recht oft zu sehen, er wird doch seine liebe Schwester in Steinhausen häufig besuchen; — die einzigen Geschwister! — was sind Sie zu beneiden; ich bin kinderlos und beneide Sie doppelt." —

„Kinder machen auch Sorgen, Herr Stadtrath — je größer sie werden." —

„Das kann nur ein unbemittelter Vater von ungerathenen Kindern sagen; — Sie aber haben Ihre lieben Kinder in strengen Grundsätzen erzo-

gen; was für Sorgen könnten Ihnen diese frommen Seelen machen, die an dem Vater ein so schönes Vorbild haben! Ich will Ihnen noch mehr sagen, ich speculire auf Ihrer lieben Tochter frommes Gemüth; — in Steinhausen ist die höhere Gesellschaft etwas weltlich geworden, Schodeck wird seine junge Gattin einführen, bei der Fürstin reüssiren, es wird von der jungen Baronin ein wohlthätiger Einfluß ausströmen — verstehen Sie, ein Geist der sanften Mahnung an das Höhere. So ungefähr denkt auch der Baron." —

Merzdorf konnte seine unbehagliche Stimmung kaum mehr beherrschen; dazu kam sein strenges Wahrheitsgefühl, das ihn die Rolle, welche er gegen den Stadtrath spielte, als seiner unwürdig empfinden ließ; er sah den Gesprächigen zerstreut und fast beschämt an, als er erwiderte: „o der Mensch denkt und Gott lenkt! — Reden Sie mit dem Herrn Baron selbst darüber." —

„Da ich nun nicht das Vergnügen habe, Ihr Fräulein Tochter zu Hause zu treffen," — fuhr Hoffmann schnell in heiterem Tone fort — „so muß ich der künftigen Frau Baronin ein andermal aufwarten; — aber Ihren lieben Sohn müssen Sie rufen, ich muß den herrlichen Knaben, der durch das Fenster mit spöttischer Neugier spähete, wenn wir im Rathszimmer eine Magistratssitzung hatten, als Mann wiedersehen. Gönnen Sie einem kin-

derlosen Manne die Freude an den Kindern eines Freundes!" —

Merzdorf besann sich etwas, dann ging er gegen die Thüre und zog die Klingelschnur. Er glaubte, durch das Erscheinen seines Sohnes das ihn bedrückende Gespräch ablenken zu können. Die Magd erschien sofort. „Rufe meinen Sohn hierher, sage ihm, daß ein fremder Herr ihn zu sprechen wünsche" — befahl er der Magd, während Hoffmann an das Fenster trat und über den Kirchplatz blickte, um sein listiges Lächeln zu verbergen. Die Magd antwortete: „Der Herr Doctor ist eben ausgegangen, ich sah ihn die Klostergasse hinabeilen; dem Tagelöhner, der in unserem Stalle Holz spaltete, gab er den kleinen Reisekoffer zum Tragen und er selbst hatte seine Tasche umgehängt."

„Mein Sohn mit Reisetasche und Koffer?" rief Merzdorf erschrocken — und an die Gegenwart des Stadtraths denkend, der sich plötzlich mit gespannt horchender Miene vom Fenster herkehrte, fuhr er eilig fort: „Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich komme sogleich zurück!" — Er eilte der Magd nach und Hoffmann blieb erwartungsvoll stehen. — „Was ist das!" flüsterte er — „er wurde blaß, bestürzt — ha! ist der fromme Sohn etwa auf seine eigenen Wege gerathen? Sagte nicht Schodeck, daß er ein freisinniger Mensch sei? — Verwünscht, wenn er gerade jetzt abgereis't wäre! — Hm! hm!

was ich vom halsstarrigen Alten nicht herauskriegen kann, dachte ich durch den Sohn zu erreichen, der ohnehin, wie die Baronin sagte, ein Auge auf Marie geworfen hat." — Hoffmann trat an das Fenster zurück und vergaß, daß Merzdorf lange ausblieb, da er das gegenüberliegende Pfarrhaus auf das Korn genommen und zwei Mädchenköpfe am oberen Eckfenster bemerkt hatte, die bei seinem schärferen Beobachten sich schnell zurückzogen. Der Gedanke, daß hier Margarethe bei der Tochter des Pastors Teiler sein könne, stieß seinem praktischen Verstande sofort auf, und er war nicht der Mann, der sich so schnell, ohne zum Zwecke zu gelangen, abfertigen ließ.

Merzdorf war unterdessen in das Zimmer seines Sohnes geeilt; das Mikroskop und die sonstigen Instrumente, welche auf dem Tische zu liegen pflegten, waren verschwunden, die Kleidungsstücke und die Wäsche fehlten; auf dem Tische unter dem Fenster lag ein Brief. Eingedenk des letzten Gesprächs mit dem Sohne und voll banger Ahnung griff er nach dem Papiere. Es enthielt die Worte:

„Zürne mir nicht, Vater — aber ich kann wahrhaftig nicht Deinen Willen erfüllen; ich muß wie ein Schmetterling der finsteren Larve, in die Du mich zurückzwingen willst, entfliegen; Deine strenge Glaubensherrschaft macht mir die

Heimath fremd und unerträglich. Ich fühle schon, daß ich in den drei Tagen ein Hypochonder geworden bin; — ich laufe in die Welt, um meine Zufriedenheit zu finden; — arm, wie ein Landstreicher, aber, was das Wichtigste ist, auf eigenen Füßen und nach eigener Richtung! Teiler und seine Tochter mögen thun, was sie wollen; wenn Margarethe nicht dem Baron treu bleibt, so mag ich sie gar nicht wiedersehen, dann ist sie kein Mädchen mit Herz und Blut, sondern ein kaltes Heiligenbild, das in der Kirche aufgehängt werden muß. Grämt Euch nicht um mich; wenn ich wiederkommen soll, so werdet vernünftig und laßt die Himmelei! Adieu! Es lebe die Freiheit und das Licht!"

Philipp.

Merzdorf sank mit dem Briefe in der Hand auf den nächsten Stuhl nieder und seufzte wimmernd: „O! mein Gott! Du züchtigst Die, welche Du lieb hast! — Was ist's, das ich fehlte vor Dir und Deines Gerichts schuldig geworden ist? Philipp! Unglücklicher! — Barmherziger Gott! sende ihm einen Engel nach, der ihn den Lockungen des Bösen entreißt! Armer, verblendeter Sohn!" —

Der betrübte Vater senkte das Haupt und starrte auf das Papier nieder. Nachdem er zunächst seinen Schmerz, in einem Aufblicke zu Gott, mit dem re-

ligiösen Gefühle verschmolzen und veredelt hatte, traten allmählig die Grambilder des irdischen Lebens vor seine väterliche Seele. Nach einigen Minuten sprach er leise: „Bornemann's Sohn ging zu Grunde und ich warf dem Vater eine schlechte, gottlose Erziehung vor; — mein Sohn ist in Gottes Namen erzogen und er wird ein Landstreicher, gleich Gustav; — wird man mich nicht meines Sohnes wegen spotten und Gott damit verhöhnen? — O! ist die menschliche Natur so böse, daß sie selbst auf frommem Boden in eine Giftpflanze ausartet? Voges! Irrlehrer des Teufels! Du hast meinen Sohn geraubt! Warum duldete man den Verführer so lange auf dem Lehrstuhle der Jugend!" — Und nach einiger Zeit sprang der betrübte Mann auf, als wäre er von einem furchtbaren Traumbilde erschreckt; — er sah ängstlich umher, faltete die Hände, blickte mit feuchten Augen aufwärts und betete laut: „Gnädiger Gott! Du hast mir zwei Kinder gegeben und ich habe sie Dir zur Ehre erzogen und an Deinem Altare gesegnet in Christi Namen! Du wirst sie einst von mir fordern, Herr! Aber Du weißt, wie ich unschuldig bin an ihrer Verirrung; — meine Tochter hat gesündigt mit dem Herzen vor Dir, daß sie eines Mannes Liebe mit Leichtsinn empfing und sich nicht prüfte auf ihr eigenes Herz — Du hast sie mit Trauer und Reue erfüllt; ich erkenne Dein Werk

in dem plötzlichen Erwachen ihrer Seele aus schlimmem Traume der Selbsttäuschung und überlasse sie Dir, daß Du sie strafst und tröstest! — Du hast es zugelassen, daß mein Sohn des Bösen Honig gesucht und sich von der heiligen Stätte des Glaubens und der Heimath losgerissen hat; — führe ihn zurück, laß ihn nicht zu harte Buße auf seinem Wege finden! — Auf Dich, den Gerechten und Gnädigen hofft meine Seele, Amen!"

Das Gebet hatte dem frommen Manne die Fassung und Ruhe wiedergegeben, die er einige Augenblicke verloren zu haben schien; sein Blick war wieder klar und besonnen, wenn auch die Miene bleich und leidend blieb. Jetzt dachte er an den Fremden im Eckzimmer, er sammelte sich, ging an die Treppe und rief die Magd, um sich bei dem Stadtrathe entschuldigen zu lassen, aber da keine Antwort erfolgte und die abermals Gerufene nirgends zu finden war, so schritt er langsam in das Eckzimmer zurück.

Die Magd aber hatte durch die Thürspalte gelauscht und die halblauten Worte des Rentmeisters, so wie das Gebet erhorcht; — in ihrem Schreck war sie aus dem Hause, über den Kirchplatz in das Pfarrhaus geeilt, um Margarethe zu benachrichtigen; sie hatte das Kämmerchen Bertha's erreicht, hastig angeklopft und, ohne an die Anwesenheit eines Fremden im Hause drüben weiter zu denken, aus-

gerufen: „Ach, Fräulein, kommen Sie schnell, der Herr Vater ist nicht wohl!“ —

„Was? Was ist ihm begegnet?“ rief die erbleichende Margarethe; — „er hat ja einen Fremden im Hause.“ —

„Kommen Sie; der Herr Doctor, Ihr Bruder, ist heimlich fortgereis't in die weite Welt; ach! er hat einen Brief zurückgelassen, der Ihren armen Vater auf den Stuhl niederwarf!“ —

Ohne von Bertha Abschied zu nehmen, stürzte Margarethe fort, der Magd nach. — Bertha sah ihr starr nach, sank dann auf die Kniee vor dem Bette nieder, faltete die Hände, konnte aber kein Gebet finden, schluchzte laut und barg das Gesicht in das Kissen.

Als Merzdorf in das Eckzimmer zurücktrat, war er der feste Mann wieder, aber seine Stimme klang verändert, so daß Hoffmann aufhorchte und forschend in das Gesicht des Mannes blickte, als dieser begann: „Entschuldigen Sie mein längeres Ausbleiben; mein Sohn ist eben abgereis't und ich bedauere, ihn nicht herführen zu können.“ —

„Wird wol nur ein kurzer Ausflug sein, mein Lieber; — vielleicht nur zu seinem Lehrer, Professor Voges, der in Steinhausen seit einigen Tagen lebt.“ —

„Kennen Sie diesen Mann?“

„Ich habe ihn kennen lernen; ein Mann von

großen Ideen, hinreißender Rednergabe; er nannte unter seinen Schülern auch einen jungen Merzdorf; ich vermuthe, daß es Ihr Sohn ist.“ —

„Er soll ein Gelehrter von destructiven Ansichten sein, ein unserem Cultusminister sehr mißfälliger Mann!“

„Ministeransichten — lieber Freund, die wechseln mit jedem Nachfolger. Man muß der Wissenschaft freien Lauf lassen; was sie irrt, wird sich in den Geistern selbst ausgleichen; ich billige solche Maßregeln nicht.“ —

„Auch, wenn sie die Jugend vor Verderbniß retten? Auch wenn solche Irrlehren mit jenem Manne da streiten?“ — Merzdorf zeigte ernst auf das Bildniß Luther's.

„Gerade unser beiderseitiger Patron hat der freien Forschung das Wort geredet; — doch, Freund, meine Zeit ist bald abgelaufen, ich muß noch zu der Frau Baronin eilen, um ihr meine Glückwünsche zu bringen; — Sie sehen sich jetzt natürlich oft — ja, ja, Freundchen, aus Ihrer häuslichen Einsamkeit werden Sie nun wol herausgerissen werden; als Vater der Schwiegertochter einer vornehmen Dame müssen Sie auch die Ehre davon tragen und in die Zirkel der Aristokratie eintreten.“ — Hoffmann klopfte dem Schweigenden vertraulich auf die Schulter und setzte mit schalkhafter Betonung hinzu: „Sie beneidenswerther Papa!“ —

„Ich wollte, ich könnte heiter ...."

Hoffmann ließ ihn nicht aussprechen, sondern fiel vergnügt ein: „Ich werde die Baronin bitten, daß sie eine Verlobungsfeier auf dem Schlosse des herrlichen Grünhagen veranstaltet; — dann werden die guten Freunde von Steinhausen dort eintreffen und wir sehen uns dort in allgemeiner Freude wieder. Kennen Sie Grünhagen? Da müssen Sie 'mal im Sommer zubringen, die Natur ist überwältigend; es wird ja doch das künftige Eigenthum Ihrer Tochter! Nicht wahr, Freundchen, so ein Alterplätzchen auf dem Gute ist so übel nicht?" —

„Herr Stadtrath," hub Merzdorf mit ernstem Nachdenken an; — „ich kann Sie nicht so gehen lassen, ohne Sie zu bitten, die Heirathsangelegenheit meiner Tochter als eine noch sehr schwankende zu betrachten; — allerdings haben sich beide junge Leute einander gern gesehen und genähert, aber meine Tochter ..."

„Wo ist mein Vater! Was macht er? Vater! Bester Vater!" — erscholl Margarethens angstvoll laute Stimme draußen und im Nebenzimmer; Hoffmann horchte und lächelte kalt; Merzdorf gerieth in Verlegenheit und wollte nach der Thür des Nebenzimmers eilen, aber ehe er sie erreichte und während Hoffmann schnell zur Seite trat, wurde die Thür, die nur angelehnt war, aufgestoßen und Mar=

garethe, leidenschaftlich heiß und athemlos, stürzte auf den Vater zu und rief, da sie, flüchtigen Blicks durch das Zimmer, Niemanden weiter gewahrte: „O mein Gott! Was muß ich hören, Philipp ist heimlich entflohen? Vater! Du bist erschüttert!“ —

„Still! Still!“ flüsterte Merzdorf mit beschwichtigender Geberde, „wir sind nicht allein!“ — Margarethe hob das große, blaue Auge empor, um den unerwarteten Zeugen zu suchen, Hoffmann aber trat ihr schnell entgegen und sprach, den Eindruck der imposanten Mädchenerscheinung durch den wohlgefälligen Anblick und eine große Galanterie seines Benehmens verrathend: — „Mein theures Fräulein! Ich bedauere, Sie in Besorgniß zu sehen, deren Ursache ich eben erst mit Erstaunen erfahre, — und Sie, lieber Freund, müssen einen Ausflug ohne Adieu bei einem jungen Manne von lebhaftem Geiste nicht so hoch anschlagen. — Theilen Sie mir Ihre Sorge mit, vielleicht kann ich Ihnen mit Rath und That beistehen. Sie nannten die Entfernung Ihres Bruders eine heimliche Flucht, mein Fräulein?“ —

„Ich habe mich in der ersten Aufregung wol nicht richtig ausgedrückt,“ erwiderte Margarethe, welche sich sammelte, den Vater ermunternd und doch mit heimlicher, fragender Augensprache in das Zimmer zurückführend, dem Fremden entgegentrat und, statt des Vaters, das Wort gegen jenen füh-

ren zu wollen schien. — „Ich irre mich nicht, wenn ich den Herrn Stadtrath —"

„Hoffmann, ganz richtig!" fiel dieser schnell ein, „ja, mein liebes Fräulein, derselbe, welcher im Musikfeste zu Steinhausen mit stiller Freude entstehen und wachsen sah, was ihn heute hierhergetrieben hat, um in der Bewegung seines frohen Herzens die blühende Rose zu begrüßen, die seit Sonntag ihren Kelch auch vor der Welt geöffnet hat." —

„Bitte, ich verstehe Sie nicht," sagte Margarethe bestürzt und eine verlegene Geberde der Abwehr machend; aber Hoffmann fuhr ohne Unterbrechung fort: „Was die berechnende Rücksicht Ihres lieben Papa's nicht mit Bereitwilligkeit von mir annehmen wollte, das empfangen Sie von dem treuesten Freunde Ihres Verlobten und dem aufrichtigsten Theilnehmer Ihres Glücks; — ganz Steinhausen jubelt Ihnen durch mich den Glückwunsch entgegen, Ihnen, der baldigen Baronin von Schodeck! In meinem Hause werden Sie eine liebe Vertraute werden!" —

Margarethe blickte scheu auf den Vater; als dieser aber aus einer schmerzlichen Zerstreuung zu erwachen schien, gewann ihre Miene an Entschlossenheit und ihre Gestalt an Hoheit, indem sie erwiderte: — „Herr Stadtrath! Sie nennen Sich den treuesten Freund des Barons von Schodeck

und doch bewundere ich, daß jener so verschlossen gegen Sie gewesen ist; — er hätte Ihnen doch sagen müssen, daß ich es vorziehe, bei meinem alten Vater zu bleiben und, bei aller Achtung gegen die Neigung des Barons, doch an eine Heirath nicht denken mag. — Bitte, lassen Sie uns davon nicht weiter reden; das fragen Sie Ihren Freund." —

Margarethe war etwas betroffen, als sie gewahrte, daß ihre in der Aufregung gethanene kühne Aeußerung bei dem Stadtrathe nicht das mindeste Zeichen von Ueberraschung verursachte, sondern derselbe ruhig, fast schelmisch lächelnd, in ihre Augen sah und heiter erwiderte: „Wenn ich nicht wüßte, daß junge, einsam lebende Mädchen sich gegen andere Männer ihrer schüchternen Liebe schämten, so könnte ich im Namen meines Freundes recht böse sein, daß Sie ihn und Sich durch jene Aeußerung compromittiren; — wenn ich Ihre Worte vor der Welt auf Glauben nachspräche — ei, Fräulein! würde ich nicht selbst lächerlich erscheinen, da die Welt weiß, daß am Sonntage die Frau Baronin hier im Hause die Verlobung bestätigt und die Declaration mit beiderseitiger Uebereinkunft beschlossen hat. Ja! Ja, mein Fräulein, ein großes Glück, die Schwelle zum Eintritt in eine neue, glänzende, vornehme Welt, machen das still gewöhnte Mädchenherz schüchtern — — aber mir gegenüber müssen Sie den Jubel Ihrer Liebe ausströmen lassen;

schlagen Sie ein, hier in diese Hand eines Freundes! — Ich begrüße Sie als unsere baldige Mitbürgerin in Steinhausen; — von hier eile ich zu der Frau Baronin, um ihr meine Glückwünsche zu bringen.“ —

Margarethe blieb ernst, zog die Hand, die der Stadtrath ergreifen wollte, zurück und blickte hülfesuchend auf den Vater, der eben herantrat und scheinbar mit sich selbst unschlüssig, plötzlich mit fester Stimme das Wort nahm: „Herr Stadtrath, wüßten Sie, wie Sie mein und meiner Tochter Herz und Rücksichtsgefühl folterten, Sie würden aus Anstand und Freundschaft gegen den Baron nicht eines Ereignisses erwähnen, das man am Liebsten mit schonendem Schweigen übergeht und der Zeit allein überläßt. Ich muß nachgerade auf den Gedanken kommen, daß Sie die Thatsache kennen und als Wortführer Ihres Freundes die Stimmung hier ausforschen wollen; — entschuldigen Sie, bitte, ohne Beleidigung — ich sage nur, daß Ihr Festhalten an einer Sache, die wir ungern zu hören doch gewiß verrathen haben, Sie in den Verdacht setzen könnte, bereits darum zu wissen.“ —

„Mein Gott! Freund, welche Ideen? Sie könnten glauben, daß der Stadtrath Hoffmann, den man in Steinhausen seiner offenen Gesinnung wegen achtet, als Spion in Ihr Haus einschliche? — O! nein, liebe Leute, man merkt, Sie bewegen Sich

nicht in der großen Welt; — könnte irgend ein Mißverständniß zwischen die Liebenden getreten sein, was ich nicht weiß und für unmöglich halte, so wäre die Rolle eines Vermittlers wol die ehrenhafteste und natürlichste für mich; — wie gesagt, ich habe den Baron zuletzt am Montage, etwa um sechs Uhr, zuletzt gesprochen; er theilte mir in schwärmerischer Glückseligkeit mit, wie er am Tage zuvor hier mit Mutter und Schwester die Verlobung gefeiert habe und im Nachklange dieser Mittheilung bin ich froh und unbefangen hier in das Haus getreten. Hören Sie mich — bitte, setzen wir uns noch einen Augenblick; — ich bin beunruhigt; seien Sie aufrichtig gegen mich, theilen Sie mir mit, was Sie bedrückt und hindert, meine Glückwünsche so aufrichtig anzunehmen, wie sie gemeint sind; — ich kenne Schodeck's Leben und Verhältnisse ebenso genau, wie meine eigenen; — ich will unparteiisch sein; hätte mein Freund einen Schatten an sich, ich würde ihn nicht beschönigen und im Gegentheile Ihr Wort hören und Ihr Gefühl ehren; vielleicht kann ich Mißverständnisse aufklären, versöhnen." —

Er hatte bei diesen Worten, deren herzliche, biedere und ernste Betonung Vater und Tochter mit Vertrauen zu erfüllen schienen, Beide bei der Hand nach dem Sopha geführt, sie hier zum Sitzen genöthigt und auf dem Sessel Platz genommen, den vorhin Merzdorf innegehabt hatte. Der alte Rent-

meister hielt die Menschen für zu gut, um hinter solchen vertrauensvollen Worten irgend eine Unwahrheit zu suchen; auch Margarethe blickte wärmer und zuversichtlicher auf den Mann.

„Da Sie des Barons intimster Freund sind" — begann Merzdorf — „so wird er es mir nicht als Mangel an Schonung auslegen, wenn ich Ihnen eingestehe, daß meiner Tochter Herz fühlt, wie sie doch nicht das Glück des Mannes, den sie zu lieben glaubte, ausmachen könne; und ihrem offenen Geständnisse habe ich, nachdem ich mein Kind an Gottes Beistand verwiesen und mich auf ihr eigenes sittliches Gefühl verlassen habe, durch einen Brief an den Baron Ausdruck gegeben, den er am Montage Abends erhalten haben muß. Er hat bis jetzt nichts erwidert; ich vermuthe, sein Stolz als Edelmann ist beleidigt und er hat meine Tochter aufgegeben." —

„Sie setzen mich in Erstaunen!" — rief Hoffmann, der bereits verschiedene Zeichen der Ueberraschung und Unruhe gegeben hatte. — „Mein Fräulein, ich bin betäubt, als ob eine Bombe vor meinen Ohren geplatzt wäre; — bitte, klären Sie mich auf!" —

Margarethe hatte mit glühenden Wangen seitwärts geblickt; vorsichtig hob sie die schönen Augen gegen den Stadtrath, und dessen theilnehmende, schmerzliche Miene gab ihr Muth zu sagen: „Ich

hätte den Baron früher von meiner Unruhe unterrichten sollen, aber ich überredete mich, daß die Liebe auch Perioden des Zweifels und der Furcht durchlebe; erst vor der Thatsache der Verlobung, als das Loos meines Schicksals entschieden werden sollte, da gewann ich den Muth der Verzweiflung; — ich kann mit dem Baron nicht an Gottes Altar treten, ich würde gegen Gott und ihn unwahr werden." — Sie sah scheu in den Schooß nieder und zupfte mit unsicheren Händen an der Schleife ihres seidenen Schürzchens.

„Aber, bestes Fräulein, das kann doch nicht so ganz von selbst kommen, so aus freier Luft, so aus der inneren Stimmung allein; — o! mein armer Freund — jetzt begreife ich, warum Du mir nichts eingestanden hast, Deine Ehre ist bis zum Tode gekränkt, Dein treues, ehrliches Herz tief verwundet! Mein Gott! es erschreckt mich ein entsetzlicher Gedanke — ich habe ihn seit Montag nicht gesehen — Himmel! wenn er sich eine Kugel ....!" —

Margarethe sprang mit einem krampfhaften Griffe auf die Brust empor, Hoffmann aber erhaschte ihre Hand und nöthigte sie auf den Stuhl zurück. — „Nicht doch, nein, dazu ist der Baron zu sehr Biedermann, zu sehr Christ; — aber was ist denn vorgefallen? Was haben Sie an seinem Charakter, seiner Gesinnung auszusetzen? Sollten vielleicht kleine religiöse Bedenken, so gewisse kleine,

strenge Ansichten, die, in der Einsamkeit gepflegt, leicht zu klösterlichen Entsagungsstimmungen führen und in der großen Welt keinen Anklang finden, aufgetaucht sein? He? So kleine eigensinnige Bedenken? Doch nein, dazu sind Sie zu reich an Geist und Natur ausgestattet, und Schodeck ist ein Mann von christlichem Bewußtsein." —

Er hatte Margarethens Hand immer noch festgehalten und ihr freundlich forschend in die Miene gesehen, während sie bald zu Boden sah, bald scheu die Augen auf den Vater und Hoffmann richtete.

„O nein!" — rief sie bewegt — „ich habe keinen Tadel, ich empfinde nur die Unmöglichkeit, ihm anzugehören!" —

Hoffmann richtete sein ungläubiges zerstreutes Lächeln von der Tochter auf den Vater. „Seltsam! Seltsam!" — sprach er langsam.

„Halten Sie den Baron aus eigener Erfahrung für einen Mann, dessen Leben durchaus rein und klar ist?" — fragte Merzdorf; — „ich habe ihm nichts vorzuwerfen, aber die Frage kommt mir zufällig, da Sie ihn einen Mann von christlicher Gesinnung nannten." —

Der Stadtrath horchte auf und beobachtete mit einem stillen Seitenblicke die unruhiger werdende Margarethe. — „Ich kann versichern, daß der Baron im Umgange mit Ihrer frommen Tochter einen Anflug von religiöser Empfindsamkeit erhalten

hat, die seinem sittlichen Ernste sehr schön steht. Ich kenne ihn von der Knabenzeit an, ich habe nie eine unedle Handlung erfahren; — leichtsinnige Jugendstreiche gehören nicht in das Rechenschafts-register des Mannes; er wird doch dergleichen gemacht haben, hoffe ich, sonst wäre er kein Edelmann und lebhafter Geist gewesen. — Aber Fräulein, Sie erscheinen so unruhig; als Menschenkenner lasse ich mich nicht überreden, daß eine Liebe, welche so glühend begann, plötzlich ohne eine äußere Veranlassung abgekühlt werden könne; aufrichtig, an eine solche innere Metamorphose, ohne reelle Anhaltspunkte, glaube ich nicht; — sollte vielleicht eine Ohrenbläserei, Zwischenträgerei, eine Verläumdung das empfindliche Herz einer Braut beängstigt haben?" Der Baron ist von vielen Damen als Heirathscandidat erwartet worden, eifersüchtige Kabale einer Rivalin kann darauf sinnen, das Liebesglück, das den Baron an Ihr Wesen fesselte, zu trüben; natürlich, die Partie gönnt Ihnen ein Dutzend der schönsten und einflußreichsten Damen nicht, selbst des Barons eigene Schwester, Fräulein Marie, scheint, wie er mir sagte, im Interesse einer adligen Freundin, die Verlobung mit Ihnen mit ungünstigen Augen zu betrachten; — ja, es soll sogar so weit gehen, daß eine anonyme Dame, welche für den Baron entbrannt ist, einen vagabondirenden Schauspieler, den der Intendant nicht engagiren wollte,

einen gemeinen Landstreicher, gedungen und mit Drohungen auf des Barons Wege gesandt hat; — so erzählte mir mein Freund am Montage als eine heitere Anekdote, über die wir viel gelacht haben, daß ihm am vergangenen Sonntag Abend beim Weggange aus diesem Hause ein Landstreicher entgegengetreten sei und ihn mit Drohungen verfolgt und geäußert habe, wenn Schodeck nicht dieses Haus meide, die Braut beunruhigen zu wollen. — Hi! hi! Ist Ihnen noch keine solche Vagabondengestalt erschienen? Wenn sie sich in Steinhausen blicken ließe, so würde Bornemann, als Chef der städtischen Polizei, den Burschen bald aufgreifen und in das Zuchthaus expediren. — Aber, Fräulein — fürchten Sie Sich nur nicht, Sie sehen daran, daß Sie einen Mann als Anbeter besitzen, gegen den man sogar solche Mittel gebraucht, um ihn von Ihnen zu entfernen; also werfen Sie das Kleinod nicht weg — eines Landstreichers wegen, der ..."

Hoffmann hörte plötzlich auf, da Margarethe, die schon bei der ersten Erwähnung des Landstreichers aufgesprungen und an das Fenster getreten war, jetzt bei des Stadtraths letzten Worten in leidenschaftlicher Eile das Zimmer verließ. — „Merken Sie nichts, Freundchen?" — fragte er jetzt, mit dem Daumen über die Schulter weg nach der Thür weisend.

„Was kam meiner Tochter an? Ich achtete nicht darauf" — sagte Merzdorf.

„Jetzt ist mir plötzlich Alles klar geworden; so hat der Schauspieler doch wirklich seine Rolle gespielt; — das konnte ich mir gleich denken, daß, ohne eine äußere Veranlassung, Ihrer Tochter Herz nicht beunruhigt werden konnte; die Eifersucht hat eine Intrigue gespielt; — ich wette darauf, der Landstreicher hat heimlich Ihrer Tochter unter irgend einer Maske Schreck und Zweifel am Baron eingejagt. — Sie wissen, es giebt ja solcher Mittel genug, um eine Braut zum Aeußersten zu treiben; man braucht ja nur von einem verlassenen Mädchen, einem niedlichen Kinde und dergleichen zu sagen und das bräutliche Herz eines sittlichen, jungfräulichen Mädchens kömmt augenblicklich in Rebellion und glaubt sich betrogen und verrathen."

Merzdorf sah gedankenvoll nieder; Hoffmann beobachtete ihn mit siegreicher Heiterkeit.

„Herr Stadtrath!" — begann Merzdorf und suchte die Hand des ihm gegenübersitzenden Mannes — „ich will vertrauensvoll mit Ihnen reden, Sie leben in dem großen Weltverkehr und kennen die Zustände, die mir in meiner häuslichen Abgeschlossenheit fremd geblieben sind. Sie haben da Umstände berührt, die ich näher prüfen möchte. — Meine Tochter hat mir unter Thränen am Sonntage erklärt, daß sie den Baron nicht wahrhaftig liebe, daß ihre Neigung ein Rausch der musikalischen Aufregung und später eine Befangenheit gewesen

sei, daß sie immer mehr in seinem Wesen etwas Unwahres entdeckt, dann aber durch gewisse Aeußerungen des Fräulein Marie in ihrem Gefühle bestärkt worden sei, daß der Baron ein dunkles Leben hinter sich habe und eine gewisse Tugend gegen sie erheuchle." —

„Sie überraschen mich nicht; Fräulein Marie ist erbost, daß ihr Bruder die zärtliche Neigung einer ihrer liebsten Freundinnen abweist, Ihrer Tochter wegen; — dazu kommt bei dem guten Fräulein etwas Adelsstolz und — Sie begreifen — ein Alter von vierundzwanzig Jahren ohne eine Aussicht auf eines Mannes Liebe; es redet die altjüngferliche Mißgunst aus ihr, die gern glücklich Liebende beunruhigt. Aber was sagte sie denn?" —

„Meiner Tochter flüsterte sie zu: ob sie das Schicksal der Agathe im Freischütz kenne? — Und später: daß sie meine Margarethe bewundere, den Baron so fromm gemacht zu haben, den Gottlosen!" —

„Ha! ha! das sieht dem neckischen Mädchen ähnlich; Sie müssen sie erst näher kennen lernen, sie kann ohne Ironie nicht leben, die liebenswürdige Stechfliege; aber, lieber Freund, wie kann Ihre Tochter so wenig selbstständig, so schwankend sein, auf solche Reden etwas zu geben? Ein solches Schwanken muß den Liebhaber ja empören! Und wie edel und würdig erscheint mir dabei Schodeck's Benehmen!" —

„Ich will Ihnen mehr anvertrauen, damit Sie meiner Tochter Herz nicht verkennen. Ich habe am Montage eine sehr ernste Unterredung mit ihr gehabt; ehe ich den Baron von der Stimmung meiner Tochter unterrichtete, wollte ich Gründe dieser Wandlung kennen lernen, denn die Behauptung meiner Tochter, daß sie sich selbst getäuscht habe, konnte mein Gewissen nicht völlig befriedigen. Da gestand sie mir in einer großen Aufregung, daß sie vom Baron betrogen sei, daß ein betrogenes Weib auf Rache an dem Ungetreuen sinne, daß er ein Mädchen in's Elend gestürzt habe — und woher sie das weiß, mit Zuversicht weiß, hat sie mir bis zur Stunde verschwiegen; — es ist das erste Mal, daß meine Tochter ein Geheimniß vor mir hat."

„Das weiß sie von dem gedungenen Landstreicher; natürlich, sie schämt sich dieser schmutzigen Quelle; — reden Sie sie 'mal energisch darauf an; der hat ihr vielleicht beim Begegnen sein einstudirtes Stichwort zugeflüstert, oder einen Zettel in's Fenster geworfen. — Ich bin über die Leichtgläubigkeit Ihrer Tochter dennoch erstaunt; — man muß den Kerl auffangen lassen, die Nähe der Grenze macht es ihm leicht, sich bald hier, bald dort zu verbergen. — Lieber Merzdorf, auf solche gemeine Verdächtigungen hin wollen Sie die Ehre und das Glück eines anständigen, distinguirten Mannes in öffentlichen Scandal bringen? Nein, das traue ich

Ihnen nicht zu, als einem Manne, der die religiösen Pflichten gegen den Nächsten kennt und den Ruf der Frömmigkeit und Gottesfurcht hat. — Liebster Merzdorf, wie konnten Sie Sich vom zärtlichen Vaterherzen so fortreißen lassen, so, ohne Berücksichtigung der Personen, der augenblicklichen Exaltation eines jungen Mädchens folgen? Alter Graukopf! — Denken Sie daran, daß die Verlobung des Barons mit Ihrem Kinde bekannt ist, daß ein Rücktritt eine Unmöglichkeit ist, daß Sie nicht allein eine hohe Familie kränken, sondern tausend Freunde derselben in Aufregung setzen, daß eine furchtbare Feindschaft sich gegen Sie auflehnt; — das bedenken Sie nur einmal von der rein praktischen Seite; die religiöse Reflexion überlasse ich Ihnen selbst."

Merzdorf sah sehr nachdenklich zu Boden, dann faltete er die Hände und sprach halblaut: „Gerechter Gott! laß mich das Rechte thun!" —

„Man muß immer gerecht sein und bei der Unvollkommenheit alles menschlichen Treibens alle Dinge von zwei Seiten prüfen. Weiß denn die Baronin von Ihrem Briefe?"

„Ich schrieb ihr ebenfalls; sie kam schon wenige Stunden nachher in mein Haus; meine Tochter war nicht anwesend; die Baronin erklärte in großer Aufregung die Verlobung für eine unumstößliche Thatsache; sie sprach wie Sie —"

„Natürlich, das muß sie als Mutter und Frau

von Stande und Ehre; — hüten Sie Sich vor ihrer Feindschaft, sie hat einen weitgreifenden Einfluß und die Welt wird Sie allein verdammen."

„Mein Sohn, der anwesend war, trat auf ihre Seite, redete ihr das Wort, ist für den Baron, den er am Sonntage kennen lernte, in Zuneigung entbrannt, grollt mit seiner Schwester, mit mir —"

„Und er ist vorhin heimlich abgereist? Wahrscheinlich aus Groll und Mißvergnügen." —

„Lieber Herr Stadtrath, ich habe Ihnen mein Vertrauen geschenkt, Sie haben mir versichert, daß Sie ein Mann Luther's sind!" —

„Freund — bestimmen Sie über mich, wenn ich auch nicht den Ruf eines Glaubenshelden habe, so kenne ich doch meinen Katechismus der Sittenlehre genau und er ist meine Richtschnur; — alle Hülfsbedürftigen in Steinhausen nennen mich Vater und Freund." —

„Sie kennen den Professor Voges." —

„Habe ihn kennen lernen; ja, sagte ich nicht bereits, daß er ein geistreicher Mann sei?" —

„Mein Sohn hat entsetzliche Ansichten gegen mich kund gegeben, die er für Lehren jenes Mannes erklärt." —

„Mißverstandene Jugendbegriffe! — Was ein geistreicher Mann Vernünftiges lehrt, gestaltet sich im Kopfe seiner Schüler nur zu oft zu Unsinn. Ihr Sohn wird sich läutern; nur keinen Wider-

spruch, der macht hartnäckig; lassen Sie ihn seinen Weg laufen; im Höhepunkte der Begeisterung tritt er in die kalte Zone der besonnenen Selbsterkenntniß ein und fixirt sich nach Maßgabe seiner ursprünglichen Natur." —

„Die ist gut; — thuen Sie mir einen Gefallen; ich vermuthe, mein Sohn ist nach Steinhausen zum Professor entflohen; wollen Sie ihn beobachten, wenn es Noth thut, behüten und an seine Pflicht gegen den Vater erinnern? Wollen Sie mir Nachricht geben, was er dort beginnt?"

„Mit Vergnügen, das ist Menschenpflicht; ich werde ihn aufsuchen." —

„Seine Richtung macht mir Sorge; er kann leicht ein Opfer der Welt werden; wir haben das Beispiel an dem Sohne meiner Schwester." —

„Ja — leider; weiß es; — Bornemann leidet still; — ja, Freund, Sie sollen Nachricht von mir haben; — wir sprechen uns wol bald persönlich wieder; — nach den Zuständen, die ich hier erfahren habe, halte ich es doch für räthlich, bei der Baronin einen Besuch zu machen und sie über die wahre Sachlage aufzuklären, sie zu beruhigen; — hören Sie, lieber Merzdorf, die Gerechtigkeit unserer Sittenlehre fordert, daß Sie eine That des schwachen Vatergefühls wieder gut machen und dem verläumdeten Baron Gelegenheit geben, sich selbst zu rechtfertigen; ich kann es als Wortführer seiner

Freunde fordern; hören Sie; ich werde in den nächsten Tagen mit dem Baron hier eintreffen und dann soll Mund gegen Mund. — Ihre Tochter ist verpflichtet, Ihnen die Quelle anzugeben, aus welchem sie Argwohn schöpfte. — Liebe und Leben müssen bei Verlobten so klar wie Sonnenlicht sein; — schlagen Sie ein — Gott, der Allgegenwärtige, wird die Herzen erhellen und versöhnen!" —

Hoffmann stand hiermit schnell auf und hielt Merzdorf's Hand; dieser, nachdenklich sich erhebend, sprach sanft: „meine Tochter ist im Gemüthe tief verwundet, sie entzieht sich meinem Anblicke, sucht die Einsamkeit; — ja, führen Sie den Baron zu mir, dann soll er mir auch vor Gott sagen, ob er denkt und fühlt wie mein Kind." —

Hoffmann blickte den betrübten Mann groß an. „Zweifeln Sie daran?" fragte er streng.

„Die Heuchelei des Glaubens beleidigt mehr als der Unglaube" — versetzte Merzdorf — „möchte dieses Gefühl des Zweifels bei meiner Tochter zuerst beseitigt werden." —

„Es wird sich Alles versöhnen; — nur immer daran festgehalten, daß wir mit Thatsachen zu thun haben. — Meine Zeit ist abgelaufen, wir haben aber diese Stunde gewiß nicht ohne segensreichen Erfolg mit einander verlebt. Ich freue mich, daß ich ..."

„Belieben Sie heute Mittag bei mir zu spei-

sen? Mein einfaches Mahl steht Ihnen zu Gebote —"

„Danke, danke, ich habe Eile — Adieu, lieber Freund — nur recht vertrauensvoll, sich nicht von Mädchenlaunen fortreißen lassen — ja, das Vaterherz ist weich — aber die Welt fordert Consequenz; — habe mich herzlich gefreut, Sie seit so langer Zeit wiedergesehen zu haben — legen Sie Ihre bekümmerte Miene ab — Papachen! — Adieu! Adieu! Auf baldiges Wiedersehen, — an den Sohn werde ich denken; grüßen Sie die liebe Tochter!" —

Mit solchen Reden, wobei er auch einmal schmeichelnd Merzdorf's Wange klopfte, hatte Hoffmann den Hut ergriffen und sich der Thür genähert. Merzdorf begleitete ihn bis an die Treppe und Beide hatten nicht bemerkt, daß Margarethe hinter der angelehnten Thür des Nebenzimmers gestanden und mit fieberhafter Spannung auf das weitere Gespräch gehorcht hatte; klopfenden Herzens, mit verschränkten Händen und unterdrücktem Athmen war sie Zeuge gewesen, wie Hoffmann von einem vagabondirenden Schauspieler, aber auch, was ihre Angst zum Höchsten steigerte, von polizeilicher Aufgreifung desselben geredet hatte; regte sich anfangs in ihr die Freude, daß Hoffmann von Gustav's Gegenwart nichts ahnte, so setzte sie die Erwähnung der Polizei in Sorge um des Jugendgeliebten per-

sönliche Sicherheit. Ihn zu warnen, war jetzt ihr Entschluß, und hätte sie nicht den Muth gehabt, heute Abend mit ihm zusammenzukommen, jetzt würde die Besorgniß um ihn und das unruhige Bedürfniß der Warnung vor Gefahr sie muthig genug gemacht haben. —

Als der Vater von der Treppe zurückkehrte und direct in sein Zimmer ging, schlüpfte Margarethe durch die Eckstube in ihre Kammer und suchte mit ungeduldigen Blicken am Fenster des Pfarrhauses gegenüber die Freundin Bertha, aber diese wurde nicht sichtbar. — -

Merzdorf war in seinem Zimmer vor dem Sessel am grünbehangenen Tische stehen geblieben und sah, ebenso wie am Montage Abend, still und bekümmert auf die Bücher, Zeitungen und Papiere nieder, die den Tisch bedeckten. Er dachte an den Stadtrath, an seinen Sohn, an die Tochter; — sein Herz war ungewöhnlich weich; — allmälig hob sich sein Blick Hülfe und Trost suchend zum lebensgroßen Oelgemälde Teiler's empor, der, wie lebendig, sein mageres, faltenreiches und edles Antlitz mit den ernstsinnenden, strengen, und doch in ihrer schwarzen Tiefe eine wohlthuende Milde ausstrahlenden Augen auf den Freund niedersah. Dieses Bild glich einem alten Portrait aus der Reformationszeit; das große, durch tiefe, feste Züge charakterisirte Gesicht war von schwarzen, krausen

Haaren, welche gescheitelt und langgetragen wurden, umflossen; edle Augenbögen gaben der ruhigen, denkenden Stirn den Ausdruck eines tiefen Empfindungslebens; der beredte, etwas eingesunkene Mund war ernst und entschieden, aber durch ein leidendes Lächeln gemildert. — Dieses würdige und sinnende Haupt erhob sich stolz aus dem gefalteten Ringkragen, der dem geistlichen Ornate angehörte, hoch empor.

Merzdorf blickte lange und in Gedanken versunken den Freund an; es schien, als ob aus dessen tiefen, seelenvollen Augen eine Mahnung in Merzdorf's Gemüth eingedrungen war, denn er neigte allmälig den Blick nieder und seufzte: „Was habe ich gethan? Verdiente der Stadtrath mein Vertrauen? Ich war in einer gedrückten, hülfebedürftigen Stimmung; die Sorge um Philipp hatte meine Kraft beherrscht; — habe ich Recht gethan, dem Stadtrathe zu gestatten, den Baron in mein Haus zurückzuführen? Aber redete er nicht als Christ zu meinem Gewissen? Hat er nicht Recht, daß man Niemanden verdammen soll, ohne ihn gehört zu haben? Daß eines Mädchens Stimmung auch irren könne an sich selbst und ihm? Kann ich mich nicht in Margarethens Herzen ebenso getäuscht haben, wie in dem Vertrauen auf meinen Sohn? — Daß er fliehen, mich verlassen konnte — er, den ich in Gottes Geboten erzogen habe — der so

oft betete: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Dir's wohlgehe auf Erden — ach!" — Der bekümmerte Mann zog Philipp's leichtfertigen Brief aus der Tasche hervor, las ihn, warf sich in seinen Sessel nieder und stützte mit geschlossenen Augen das sinnende Haupt.

Nach einer Weile wurde die Stubenthür geräuschlos geöffnet; Margarethe spähete herein, schlich, da sie den Vater schlafend glaubte, behutsam näher und wollte eben die Hand nach dem offenen Schreiben ausstrecken, das er auf dem Schooße hielt, als er schnell die Augen aufschlug und sich emporrichtete.

„Was hat Philipp begonnen?" fragte Margarethe mit furchtsamer Geberde.

„Lies — meine Kinder haben mich um den Frieden meines Hauses und Alters gebracht." —

„Vater!" schluchzte Margarethe; — „ich ertrage Deinen Schmerz nicht, ich bin Schuld daran!" —

„Wenn man von Gottes Geboten abweicht, so verliert man auch den Glauben an sich selbst und wähnt, daß man sich selber in seinen Leidenschaften genüge. — Lies — Dein Bruder ist auf demselben Wege, den Gustav vollendet hat; — er wird gleich jenem am Tage des Gerichts zur Hölle fahren."

Margarethe zuckte mit der Hand, womit sie Philipp's Brief eben ergriffen hatte, und wich dem strengen Blicke des Vaters aus. Sie überflog die

Zeilen mit zerstreuter Unruhe und wendete sich ab. Merzdorf faßte ihren Arm, kehrte sie zu sich her und begann mit einem weichen Tone, der verrieth, daß seiner Tochter Anblick auf sein Vaterherz gewirkt habe: „Der Stadtrath ist der Ansicht, daß Du dem Baron Unrecht gethan hast — er hält es mit der Ehre des Schodeck'schen Namens für unverträglich, daß die Verlobung mit Dir aufgelöst würde, er will den Baron herführen, damit Du seine Vertheidigung hörest —"

„O, der Stadtrath ist von Albert abgesandt, das sagt mir mein Gefühl; — sahest Du sein listiges Auge nicht?" —

„So weit geht die menschliche Verstellung nicht; — Du siehst in Deiner seltsamen Verwirrung nur falsche Zeugen der Wahrheit; Kind, verliere den Glauben an die Menschen nicht, Du verlierst sonst den Glauben an Dich selbst; — ich bin mit mir zu Rathe gegangen, ich werde mit Teiler ferner reden, glaube mir, Du bist befangen in Deiner Angst und ich bin in meiner Liebe zu Dir zu weit gegangen — ich hätte den Brief an den Baron nicht schreiben sollen, der Mann muß sich tief beleidigt fühlen."

„Das hat Dir Hoffmann gesagt — o! Vater, wenn auch Du mich verlässest, dann muß ich an fremde Herzen flüchten!"

„Wie Philipp? Kind! Es geht in Dir was

Geheimes vor — Dein Blick ist unstät, Dein Himmel ist bedeckt ... Beichte mir vor Gott — siehe dort das Bild Deines Seelsorgers; — beichte mir Deine Angst, dann wollen wir morgen das heilige Abendmahl nehmen und uns neu stärken in der Wahrheit und Pflicht! Kind, was blickst Du so furchtsam nach dem Bilde, warum bebt Deine Hand, was bringt Dich zum Erröthen?"

„Ach! Vater!" schluchzte Margarethe, indem sie den Mann umschlang und das Gesicht auf seine Schulter legte; — „ich weiß es selbst nicht, was mich ängstigt, Glück und Furcht sind ein Gefühl bei mir geworden, ich weiß Dir nichts zu sagen!"

Merzdorf zog die Tochter auf seine Kniee herab, legte die Hände auf ihre Schläfen und suchte prüfend in ihre blauen Augen zu schauen. — „Du blickst weg?" fragte er unwillig; — „Margarethe, Du hast Schaam in Deiner Miene? Im Namen Gottes, worauf Du getauft, erzogen und confirmirt bist, fordere ich jetzt von meinem Kinde ein offenes Bekenntniß; sprich, was hat Dich plötzlich mit Abneigung gegen den Mann erfüllt, dem Du einst Dein Schicksal anzuvertrauen gesonnen warst?"

„Ich weiß es nicht; dasselbe Herz, das ich einst nicht fragte, als ich für den Baron eine unbekannte, frohe Empfindung in mir erglühen fühlte, treibt mich jetzt ungefragt und geheimnißvoll von ihm weg —"

„Das sind Stimmungen, Launen, durch welche man nicht die Ehre eines Mannes in Zweifel ziehen und nicht das feindliche Urtheil der Welt herausfordern darf.“ —

„Ja, ich weiß, daß die Welt mich verdammen wird, aber Gott weiß es besser als ich, ich kann nicht anders.“ —

„Wenn Gott bei Dir ist, so mußt Du klar über Dich selbst sein.“ —

„Der Baron ist nicht so gläubig, wie er sich stellte; — ich wurde beobachtender gegen ihn, und dadurch ohne mein Thun kühler, gleichgültiger.“ —

„Dann hätte er Dich anzuklagen?“

Margarethe schwieg.

„Ich fordere Aufrichtigkeit; — kannst Du mir keine thatsächlichen Gründe anführen, so bedauere ich den Schritt, den ich in der ersten Bestürzung beim Anblicke Deiner Aufregung gethan habe, und werde den Baron um Verzeihung bitten, werde ihn einladen, sich vor Dir zu rechtfertigen und Dich an die Pflichten zu erinnern, welche ein Mädchen demjenigen Manne schuldig ist, dessen Ehre es an sein Liebeswort gefesselt hat.“

„Vater! Du wolltest mich zwingen? Hast Du nicht meinem Herzen Freiheit zuerkannt, seinen eigenen Gefühlen zu gehorchen.“

„Dein Herz ist befangen. Du hast Dich verwirrt, Gott herrscht nicht in Deinem Gemüthe,

Dein Auge ist unstät, wie bei einer Kranken — Du bist mein offener Spiegel nicht mehr, Du hast ein Geheimniß — Kind! kehre in Deinen Himmel zurück, komme an das Herz Deines Vaters, nimm ein warnendes Beispiel an Deinem Bruder, der seine Heimath der Liebe verloren hat, weil er den Geist dieses Hauses verleugnete; — sprich jetzt ohne Rückhalt, es hat ein böser Mund zu Dir geflüstert; die Aeußerungen des Fräuleins Marie sind es nicht allein, und ich habe erfahren, daß es nur Ausbrüche der Verstimmung waren, weil sie die Liebe ihres Bruders einer Freundin zuzuwenden hoffte." —

Margarethe sah den Vater zerstreut an, als hörte sie eine ihr fremde Sprache. — „Ach! mein Herz allein hat mir zugeflüstert, daß ich mit Albert unglücklich sein würde" — sprach sie leise.

„Und Du hättest keinen Fremden, etwa einen Landstreicher, einen vagabondirenden Menschen gesehen, gesprochen, von ihm einen verläumderischen Brief empfangen?" —

Margarethe wurde unruhig, die Wangen rötheten sich stärker, der Busen bewegte sich heftiger.

„Ich frage Dich bei dem Namen Gottes, weißt Du etwas von einem solchen gemeinen Menschen?"

„Nein!" rief Margarethe nach kurzem aber sichtbar heftigen Kampfe, indem sie sich vom Vater losriß und hinter den Sessel trat, um im Rücken

des Vaters die Hände auf die erstickende Brust zu legen und gewaltsam einzuathmen. Als Merzdorf aufstand und mit strengem Blicke die Tochter fixirte, zwang sich diese, den Blick auszuhalten.

„Meine Tochter hat noch nie das göttliche Gebot der Wahrheit absichtlich übertreten; laß mir auch jetzt diese Ueberzeugung, deren Verlust mein größter Kummer sein würde! — Gott sei mit Dir; geh in Deine Kammer, bete und bereite Dich vor, morgen früh das heilige Abendmahl mit mir zu nehmen.“ —

Margarethe war betäubt; sie fühlte, daß der Vater ihre Hand drückte; sie wollte an seine Brust stürzen, aber Kraft und Muth schwanden ihr plötzlich; nach einem heftigen, leidenschaftlichen Blicke auf ihn, eilte sie aus dem Zimmer in ihre Kammer. Hier warf sie sich auf die Kniee mit erhobenen Händen, aber das Gebet stockte, das Auge leuchtete wild; weinend warf sie sich auf das Bett, um das Antlitz vor dem Lichte zu verbergen.

Sie fühlte es, der Himmel war bedeckt, der fromme Frieden von ihr gewichen, das Herz war an die Schatten der Erde gebannt, sie hatte Gott verleugnet und konnte doch keine Reue fühlen!

Elftes Kapitel.

Stadtrath Hoffmann ging mit siegreich lächelnder Miene die Langestraße hinab; er war so vergnügt und dabei mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er die Vorübergehenden, obgleich er hier unbekannt war, höflichst grüßte, wie er in Steinhausen als öffentliche Person die Gewohnheit hatte. Die Hitze des Vormittags am heutigen letzten Maitage und der weite Weg, den er vor sich hatte, veranlaßte ihn, eine Droschke anzurufen, die ihn rasch nach der Königsthor-Promenade, der aristokratischen Vorstadt der Residenz, führte. Als er das stolze Gebäude mit Säulen, Balkons und Marquisen erblickte, welches die Baronin von Schodeck bewohnte, ließ er unter den Linden der Straße in einiger Entfernung halten, um ohne Geräusch in das Haus eintreten zu können. Die Bedienten begrüßten ihn mit großem Respect und er war bereits gemeldet, ehe er

die breite Treppe erreichte; die Salonthüre wurde ihm geöffnet, die hellblaue, von Silbertressen strotzende Livrée zog sich respectvoll zurück, als Hoffmann die Schwelle der zweiten Flügelthür auf weichem Teppich erreichte. Wie ein Verwandter des Hauses, so vertraut und zwanglos trat er in das Wohnzimmer der Baronin, welche in weißem Negligé mit kostbaren Spitzen, das Haar bereits in kleine Locken frisirt, den weißen Fuß, in rothen Pantoffeln mit großen Schleifen, auf einen Sessel erhoben, in ihrer Longuechaise mitten im Zimmer saß und auf ihrem ovalen Tische, vor dem Toilettenspiegel ein silbernes Kaffeeservice stehen hatte. Nicht ohne eine sichtbare Koketterie schien sie den vertrauten Freund erwartet zu haben; der noch volle Busen war nur luftig bekleidet, der kleine Fuß diente nur zum Verräther eines noch schönen Beines, die Miene der Frau hatte eine jugendliche Lebendigkeit angenommen.

„Meine Gnädige," sprach der Stadtrath, sofort die über das schwellende Kissen ihm entgegengestreckte Hand ergreifend und galant an die Lippen erhebend. — „Da bin ich wieder; das war eine diplomatische Mission zu nennen, schlimmer als nach China; — aber Triumph, es geht nach Wunsch."

„Setzen Sie Sich, lieber Hoffmann," sagte die Baronin mit einer sehr vertraulichen Stimme und von der Heiterkeit des Mannes zum schelmischen

Lächeln gereizt, wobei sie ihn bei der Hand auf den Sessel leitete, von dem sie gleichzeitig den Fuß wegzog, um ihn auf die nebenstehende Polsterbank niederzulegen; — „ich habe Sie mit Ungeduld erwartet; nun erzählen Sie; sprachen Sie alle Drei?"

„Ich kam zu günstiger Stunde in das Haus; — ach! ich bin vom Sprechen ordentlich erschöpft; — Worte hat es gekostet, Worte!" —

„Die verstehen Sie zu machen — Schelm! — Ich habe es mir denken können; — wir dejeuniren sogleich, aber nun schnell?" —

„Wo ist das Fräulein?" —

„Marie ist mit einem Buche im Garten; sie grollt mit mir, ich habe sie heute noch nicht näher als vom Fenster aus gesehen." —

„Gut, so vernehmen Sie. — Hoffmann setzte sich vom Sessel zutraulich in die Longuechaise neben die Baronin; diese nahm seine Hand, umschloß sie mit den ihrigen und hielt sie so in ihrem Schooße, gespannt horchend, fest.

„Wie wir verabredet hatten, kam ich als Gratulant; der Alte wollte ausweichen, ich blieb hartnäckig, wie ein gratulirender Colporteur; er machte Ausflüchte, wurde abweisend, lüftete in der Verlegenheit einige Durchsichten, wies mich an den Baron, wunderte sich, daß ich von ihm nichts erfahren hätte; — ich war natürlich immer der liebe, alte, theilnehmende Freund; — schon dachte ich meine

Rolle zu wechseln, fing schon von unserm guten Luther an zu sprechen, da schickte mir der Himmel einen Alliirten in dem Sohne!" —

„O! der gute Doctor! Ein herrlicher, junger Mann, wie ich ihn liebe! — Nicht wahr, Hoffmann, er ist ein köstlicher, freisinniger Humorist, ein wirklicher Freund Albert's?" —

„Ich habe ihn weder gesehen noch sprechen hören, er ist seinem Alten entwischt, ausgerissen, hi! hi! ohne Zweifel zu Voges!" —

„Was sagen Sie? Was? Mein Himmel, er schien ja für Marie zu fühlen! Doch weiter!" —

„Dieser Zwischenfall kam mir gelegen; Merzdorf wurde hinausgerufen, kam nach langer Zeit ganz verstört wieder, hatte seine Fassung verloren, konnte dem Mittheilungsdrange seines Herzens nur mühsam widerstehen; — da stürzt seine Tochter, die er anfangs nicht rufen wollte, weil sie angeblich nicht zu Hause sei, in großer Aufregung herein, sieht mich nicht gleich, weil ich seitwärts getreten war, und jammert über des Bruders Flucht; — so wurden die Gemüther etwas flüssig; ich rückte mit der Andeutung des Landstreichers heraus; der Alte wußte nichts davon, das hübsche Blauauge wurde unruhig, ich merkte gleich, daß es nicht richtig war, und als sie nun gar hinauslief, da bedurfte es keines Beweises mehr, daß der Vagabonde und Schauspieler die Geschichte eingerührt und dem frommen, in

lauter Bethaniengefühlen lebenden Mädchen die Anekdote mit dem Straßburger lebendigen Pastetchen aufgetischt hat. Weiter ist's nichts; — haben wir den Vagabonden erst aufgegriffen und das hübsche Kind von der Erfindung überzeugt, dann ist Alles wieder in Ordnung." —

Die Baronin drückte und schüttelte des Erzählers Hand, die sie im Schooße umfaßt hielt, und sagte: — „Das läßt sich repariren, wenn kein religiöser Fanatismus weiter im Spiele ist." —

„Aufrichtig gestanden, gnädige Frau, ich hatte mir die Leute dieser frommen Clique weit engherziger, muckerhafter und abgeschlossener vorgestellt; ich war ganz überrascht, einen so schnell auf vernünftige Gründe eingehenden Mann zu treffen, den mir Bornemann immer als einen eigensinnigen, von Vorurtheilen und blinden Glaubenssätzen umsponnenen Orthodoxen geschildert hatte; Merzdorf sah ein, daß die Ehre des Barons ein zu ernsthaftes Ding sei, um der momentanen Laune eines befangenen Mädchenherzens und gar einer eifersüchtigen Verläumdung im ersten Sturme subjectiver Gefühle preisgegeben zu werden, er schien die Uebereilung seines Briefes, von dem ich natürlich keine Notiz nahm, still zu fühlen, war bereit, seine Tochter über die Quelle ihrer plötzlichen Umstimmung auszufragen und den Baron in seinem Hause willkommen zu heißen, um sich gegen Mar-

garethe mündlich zu rechtfertigen. Nun — ich ließ so einige hübsche Fernsichten auf Grünhagen und das Schwiegervaterplätzchen dort durchblicken, es mag auch mitgewirkt haben.“ —

„Gut,“ — sagte Frau von Schodeck mit verächtlicher Miene und Zurückwerfen des Kopfes; — „mein Sohn muß sich einmal vergeben — hm! wenn es sein muß, Hoffmann!“

„Es war wahrhaftig der einzige Weg, den mir der Augenblick und die Situation eingaben; — rechnen Sie auf meine Menschenkenntniß; ich werde mit Ihrem Sohne in den nächsten Tagen, sobald das Straßburger Mädchen mit dem Kinde aus der Luft, und das Gespenst, das sich Heidorn nennt, seiner Eumeniden- und Mondscheinrolle entkleidet und gebannt ist, zu Merzdorf gehen, um die ungetreue Braut beschämt in Ihres Albert's Arme zurückzulegen; — so viel habe ich gemerkt, religiöse Bedenken nehmen nicht die erste Reihe ein, wie Sie meinten; der Landstreicher steckt dazwischen.“ —

„Haben Sie dem Manne in Hagenau auch die größte Eile empfohlen? Ehe das Geschöpf nicht aus unserem Gesichtskreise für immer verschwunden ist, habe ich eine gewisse Beklommenheit — der Landstreicher darf keine Ahnung davon haben, daß seine Rolle, die er spielt, den reellen Hintergrund verloren hat; — dann kann er als Verläumder in's Zuchthaus geschickt werden, während er als Land-

streicher nur über die Grenze gebracht und auf Rache sinnen würde.“ —

Da der Stadtrath nicht gleich antwortete, sondern vor sich niederlächelte, fuhr die Baronin schnell fort: — „Hoffmann, woran denken Sie?“

„Ich habe allerdings meine stillen Gedanken — meine Hochgeschätzte; Gedanken von ganz absonderlicher Art; — ich dachte an die Carelli.“ —

„Diese Person wird doch nicht so frech sein, an eine Consequenz der Galanterien meines Sohnes alles Ernstes zu glauben? Quelle sottise!“

„Italienisches Blut, liebe Baronin, Künstlerdünkel; die Auszeichnungen, welche solche Primadonnen bei Hofe, und die Huldigungen, die sie von einem enthusiasmirten Publikum empfangen — vielleicht auch kleine, unvorsichtige Aeußerungen Ihres Sohnes in einer zärtlichen Stunde — Alles mag zusammenwirken, das ohnehin eifersüchtige Naturell zu kühnen Plänen und Handlungen zu treiben.“ —

„Insolence!“ —

Hoffmann zuckte die Achseln.

„Ich werde die Person durch meinen Einfluß entfernen lassen — mein Sohn muß als Intendant — ...“

„Nicht doch!“ fiel Hoffmann ein, „Sie würden die Italienerin zum Aeußersten treiben und einen Eclat machen, der mehr Sie als jene compromittirte; überlassen Sie mir die freilich höchst schwierige

Angelegenheit. Ich hege einen Verdacht, den ich Ihnen anvertrauen muß. Wie wäre es, wenn die Carelli den vacirenden Schauspieler gedungen hätte, durch seine Rolle die Verlobung Ihres Sohnes zu stören?"

„Hoffmann! Sie bringen mich auf einen Gedanken — doch sprechen Sie erst, was glauben Sie?"

„Sie wissen, ich ordne der Carelli finanzielle Angelegenheiten; sie kommt zu meiner Frau, um sie zum Singen zu ermuntern, weil das weibliche amerikanische Blut einiger Anregung bedarf; es ist wichtig, um sie zu zügeln und ihre verschwenderischen Gelüste in etwas zu beherrschen, daß ich die Stellung eines Freundes gegen sie behaupte und erhalte; — sie hat mir in Leidenschaft erklärt, daß sie sich an dem Baron rächen wolle und erzählte mir, daß sie auf einem Spazierritte von einem armen Schauspieler vor dem Sturze von ihrem flüchtig gewordenen Pferde geschützt wäre und daß dieser ihr gesagt habe, wie er den Intendanten hasse und sie ihm bestellen möge, daß er an die unglückliche Amalie Meyerhoff denken solle. — Wie? Wenn diese Geschichte mit dem flüchtigen Pferde eine Erfindung wäre, wenn die Carelli zufällig auf ihren öfteren Reisen nach Paris die sogenannte Amalie gefunden, ihre Vergangenheit erfahren und den Plan gefaßt hätte, dies Mädchen als Schreckbild — und den Vagabonden als Agenten ihrer Eifersucht zu benutzen? Was meinen Sie?" —

Weiter, Hoffmann, es dämmert mir vor den Augen — weiter — was antworteten Sie?" —

„Natürlich redete ich ihr die romantischen Rachepläne aus dem Kopfe, bat sie, mir das Aufsuchen des Schauspielers und des Mädchens zu überlassen . . ."

„Sie wollte?" —

„Ja, sie wollte das Mädchen kommen und vor dem Brautpaare dann erscheinen lassen, wie es in Theaterstücken eine alte bekannte Scene ist. — Der verdächtige Mensch ist, das weiß ich ganz gewiß, am Montag Abend bei der Sängerin im Hause gewesen. — Aber hören Sie — ich möchte glauben, daß die ganze Spukgeschichte von der Carelli ausgeht; dem Schauspieler wird an einem Stück Gelde gelegen sein, ich werde ihn aufsuchen und zu gewinnen suchen, das Mädchen bei Straßburg zu heirathen oder doch hinter den Horizont zu bringen; wir müssen es uns ein Sümmchen kosten lassen. Ist er unfügsam, nun, dann haben wir inzwischen das Mädchen selbst gefunden und expedirt und der Landstreicher wird eingefangen." —

„Ha! wenn dieser Mensch am Sonntage Morgen meine Marie gesprochen hätte!" —

„Sie setzen mich in Erstaunen? — Uebrigens ist es mir noch immer ein Räthsel geblieben, was Fräulein Marie veranlassen konnte, sich so am Sonntage bei Merzdorfs zu benehmen, wie sie ge-

than hat. Der alte Rentmeister scheint Gewicht darauf zu legen; er sagte mir, daß seine Tochter durch jene Ironie gegen das Verlöbniß und durch die Andeutung, als wiederhole sich das Schicksal der Agathe im Freischütz an der Braut — also ein teuflisches Zwischenspiel — in hohem Grade beunruhigt worden sei." —

„Bester Hoffmann, Sie müssen mir einen Gefallen thun; — Sie wissen, meine Tochter ist ein verschlossenes Wesen; ich bin selbst zweifelhaft, was ich aus ihr machen soll; — bald gleichgültig und spöttisch gegen die Schicksale anderer Menschen, bald von einem Affecte und Eifer, einem affectirten Eifer für Recht, Wahrheit und Ehre erfüllt, daß man irre wird, ob sie sittliche Schwärmerin oder kalte Philosophin sei. — Ich deutete es mir durch den Unmuth, den ein vierundzwanzigjähriges Mädchen fühlt, das noch nicht geliebt hat, — durch die Extremität und den Widerspruch eines Herzens, das der Liebe entbehrt." —

„Aber sie hat ja selbst zärtliche Männer durch Spott und Kälte zurückgescheucht." —

„Seit der Zeit, daß mein Sohn den galanten Zeitvertreib mit der Sängerin plötzlich mit einer ernsten Neigung zu der frommen Margarethe vertauschte, ist Marie in eine bittere Stimmung gegen den Bruder gerathen; sie spottete über seine Liebe und beleidigte ihn vielfach. Am Sonntage artete

diese Stimmung in eine entsetzliche, fast frivole Ironie aus. Aber Ihre heutigen Mittheilungen haben mir ein Dämmerlicht in dieses Räthsel gebracht. Am Sonntage Morgen soll ein Bettler hinten am Gartenthore die lustwandelnde Marie angerufen und sie mit ihm gesprochen haben; — ich erfuhr es gestern zufällig, da dieselbe Bettlergestalt am Gitterthore wieder erschien, als ich dort vorüberging und sie durch den Bedienten wegweisen ließ. Hoffmann, wenn es jener Landstreicher wäre, den die Carelli an sie abgesandt hätte, um ..."

„Um des Fräuleins scharfen Humor als Hülfsmittel zu gebrauchen, da Marie eine Heirath Albert's mit der Jugendfreundin, der Baronesse von Bargen, immer gewünscht hat; — hm! möglich; sieht der unermüdlichen, ränkesüchtigen Italienerin ähnlich; — aber welche Wirkung hatte Ihre Mittheilung auf das Fräulein? — ich meine die unerquickliche Finanzfrage, die ich leider vorige Woche nicht mehr verschweigen durfte." —

„Nach dem ersten leidenschaftlichen Eindrucke des Schmerzes, der sich auch bei ihr in bitterer Ironie gegen mich Luft machte und sie nicht abhielt, bis zu Ende das Theater zu besuchen, war sie still, einsam, bitter, unerträglich kalt; sie seufzte mit einem höhnischen Lächeln. — Als Albert am Sonntage Abend zu ihr ging, weil sie in ihrem Zimmer blieb, hat sie ihn beglückwünscht, ein rei-

ches Mädchen gewählt zu haben und ein frommer Mann geworden zu sein, der gewiß das Theater mit einer weltlichen Consistorialstelle vertauschen würde. — Was fällt Ihnen dabei in's Lächerliche, Hoffmann? Sie lächeln!" —

„Das will ich Ihnen nachher berichten, liebe Baronin; — sagte das Fräulein nichts weiter? Wie benahm sie sich gegen den jungen Doctor Merzdorf?" —

„Der angenehme junge Mann, welcher seiner Schwester zürnt und eine aufrichtige Neigung für meinen Sohn fühlt, begleitete mich am Montage Abends, als ich, in Empörung über den empfangenen Brief, mich so weit erniedrigte, selbst nach Merzdorf's Hause zu eilen, um den Leuten die Ehre meines Sohnes und meine Ungnade in's Gemüth zu führen, bis an mein Haus zurück; — er tadelte die religiöse Schwärmerei seiner Schwester, hoffte, daß sie davon geheilt werde — und ich lud ihn ein, mich zu besuchen. Schon am folgenden Tage kam er aber zu einer Zeit, wo ich ausgefahren war, um den Corso unserer Aristokratie mit zu repräsentiren. Als ich zurückkehrte, sah ich ihn mit meiner Tochter im Garten; — ich belauschte sie vom Fenster aus; Marie redete lebhaft, hatte Röthe, lachte muthwillig und sah ihn aufmerksam an, als er ihr etwas zu demonstriren schien; — ich ging in den Garten hinunter und war bald über die Zwanglosigkeit er=

staunt, womit sich Beide über Natur, Menschenbestimmung, Liebe und Lebensrechte unterhielten; Marie war eifrig geworden, der spöttische Zug ihres Mundes war einem sanften Muthwillen gewichen. Ich glaubte den Professor Voges sprechen zu hören, als der junge, heitere Doctor mit einem Humor redete, der auch das Ernste und Gelehrteste genießbar macht. Er entwickelte eine Philosophie, die für gebildete, freilebende Menschen ungemein ansprechend ist; er nannte das Haus seines Vaters eine alte Sakristei im Style des vorigen Jahrhunderts."

„Hi! hi! der junge Mann soll mir in Steinhausen nicht entwischen." —

„Gestern war er wieder hier; — man vergißt bei seiner natürlichen Liebenswürdigkeit jegliche Etiquetterücksichten; wenn er zugegen ist, erscheint Marie wie umgewandelt, gesprächig; sie hat ihn mit Bleistift portraitirt, wie er als Zauberer zwischen heidnischen Aschenkrügen sitzt und über Unsterblichkeit redet, indem er einen todten Schmetterling betrachtet, der auf seinen Flügeln die Worte trägt: „Ich liebte und starb." —

„Hm! — eine Idee, des Voges würdig! — Fräulein Marie vierundzwanzig Jahre! — Der junge Mann?" —

„Lassen Sie uns Ihre Reflexion fortspinnen, Hoffmann; er ist einundzwanzig; — Ihre schreckliche Nachricht, lieber Freund, läßt mich jetzt immer

rechnen und speculiren; — Merzdorf hat nur die beiden Kinder; in ihren Händen liegt das ganze Vermögen; meines Sohnes Wahl adelt die bürgerliche Familie; der junge Doctor ist dann einer Baronin Bruder; — der Einfluß meines alten Namens könnte den jungen Naturforscher zur Adelserhebung poussiren; ein Naturforscherberuf ist kein gemeiner Gewerbsstand; Prinzen und Grafen waren und sind Naturforscher." —

„Und Sie glauben wirklich, daß Fräulein Marie" —?

„Ich glaube!"

„Dann gratulire ich zu einer Million, gnädige Frau!" — rief Hoffmann vergnügt, indem er der listig lächelnden Frau, welche kokettirend die von dem vertrauten Freunde gedrückte Hand an ihren Busen führte, schelmisch in die lebhaften Augen sah.

„Und Sie wirken treulich mit?" — fragte sie flüsternd; — „mein guter Hoffmann?" —

„Mit Herz und Hand — ewig jugendliche, fortreißende Frau!" — erwiderte der Stadtrath in einem Anfluge erinnerungsreicher Zärtlichkeit, die einst, ehe er verheirathet und noch ein junger, glühender Lebemann war, sein vertrauliches Verhältniß zu der ebenso sinnlichen wie siegreichen Frau begründet und seit seiner Verheirathung in eine treue Freundschaft übergeführt hatte. Die Baronin, welche ihren früheren Galant mit Vergnügen in einen

glühenden Augenblick zurückkehren und den Ehemann vergessen sah, blinzelte ihn zärtlich an und preßte seine Hand fester an ihren corpulenten Busen. Hoffmann erröthete flüchtig, vielleicht an seine Lurly denkend und fuhr in besonnener Weise des kühleren Rathgebers fort: „Sie wünschten zu wissen, meine Gnädige, warum ich vorhin lächelte; — ich muß Ihnen sagen, daß Fräulein Marie mit meinen Plänen ziemlich zusammengetroffen ist, und wenn ich Ihrem lieben Sohne auch keine Consistorialstelle wünsche, so geht mein Plan doch auf ähnlichem Wege noch weit höher — mit einem Worte, die Tradition des alten Familiennamens Schodeck fordert, daß derselbe wieder an der Spitze des Fürstenthums stehe, wo er mit Ihrem Gemahl zuerst vermißt wurde!"

„O! der einsame Hypochonder und kraftlose Mann!"

„Die Carelli muß Ihren Sohn dahin treiben; an die Stelle, welche er, in poetischer Hingebung seiner Natur an eine Welt der Phantasie und Kunst, mit Gleichgültigkeit betrachtet. Ihr Sohn muß den Platz einnehmen, den seine Vorfahren früher zu einem Familienerbtheil gemacht haben."

„Ach, Hoffmann! Solche Gedanken habe ich leider mit tiefem Wehe verschmerzen lernen, als Albert seine cameralistischen Studien verließ und sich der Musik und Poesie widmete. Aber was sagten Sie von der Sängerin Carelli?"

„Sie hat nicht allein die Verlobung Ihres Sohnes zu stören beschlossen, sondern auch die rachsüchtige Absicht, ihn mit dem Hofe und gesammten Publikum der Stadt in einen unangenehmen Conflict zu bringen, der ihm die Intendantenstelle kosten kann.“

„Unerhört, Hoffmann, was sagen Sie?“ —

„Daß der Baron die Intendantenstelle aufgebe, ist mein sehnlichster Wunsch — aber er muß es freiwillig thun, ohne öffentliche Nothwendigkeit; er muß der Intrigue der italienischen Eifersucht mit diplomatischer Klugheit zuvorkommen. Ich habe bereits am Montage und gestern mit ihm darüber gesprochen; vor ein paar Tagen wollte er nichts davon hören, gestern ließ er mich aussprechen, ohne Einwürfe zu machen, und schien die Sache selbst im Stillen weiter zu verarbeiten.“ —

„O — bester Hoffmann, wenn Sie das erreichten, so wüßte ich gar nicht mehr, wie mein Herz die Schuld gegen Sie abtragen sollte; — aber wie? wie wollen Sie das vorbereiten?“ —

„Sie wissen, ich habe in Steinhausen ein einflußreiches Wort, habe schon Manches zu Stande gebracht; Ellerburg wurde in der Zeit unseres patriotischen Vereins durch mein Impromptü zum Minister gemacht; — der Treulose, der seine Freunde und Tendenzen verleugnet.“ —

„Erzählen Sie schnell — ich habe den Ellerburg nie leiden können!“ —

„Die Gelegenheit ist günstig und muß schnell ergriffen werden. Schon seit längerer Zeit hat unser Geheimer Cabinetsrath zu erkennen gegeben, daß er unter fremdem Einflusse steht — ohne Zweifel unter der kühn in die Vergangenheit zurückgreifenden Hand des hiesigen Ministers Plötz-Glötz-Runenstein, der in der Residenz hier seine Partei zeitweise an's Ruder gebracht hat." —

„Zeitweise — ja; die alte Aristokratie wird sich von ihm niemals beherrschen lassen; seine Partei, aus armem Adel und Geistlichen bestehend, hat durch die Königin, welche, Gott weiß, durch welches innere Ereigniß, eine kränkliche Affection für fromme Empfindungen gefaßt hat, für den Augenblick Terrain gewonnen, aber die den Gesellschaftston angebende Noblesse trotzt mit Stolz der Herrschaft seiner Partei und zeigt ihm öffentlich das Widerstreben ihrer gewohnten Lebensfreiheit. —

„Darum sucht er sich Succurs in den Nachbarstaaten" — sagte Hoffmann; — „unser freisinniges Fürstenthum scheint er zum Hülfslager seiner Tendenzen machen zu wollen und Ellerburg, nebst dem Consistorialrathe Schuhmacher, gewonnen zu haben. Ein geheimnißvoller, bemittelter Mensch, ein gewisser Particulier Birnbaum, früher Gutsbesitzer im Königreiche hier, ist in unsere Stadt gezogen und hält sich von allen freisinnigen Männern fern, verkehrt aber viel mit Ellerburg, und über seine stille Wirksamkeit sind

uns plötzlich die Augen aufgegangen. — Sie wissen, an unserer Bonifaciuskirche ist die erste Pfarrerstelle vacant geworden; die zweite haben wir absichtlich unbesetzt gelassen, um sie einem allbeliebten Prediger, dem Candidaten Hai, zur interimistischen Verwaltung so lange zu geben, bis er früher oder später in die erste Pfarre einrücken könne. — Der alte Pastor ist gestorben; die Neuwahl für unsere Pläne war vorbereitet und gewiß; sie fand am Montage statt — und was war das Resultat? Stimmengleichheit für Hai und einen gewissen Doctor Lampadius, der hier auf einem Dorfe oder Städtchen im Königreiche sitzt, bei seiner Probepredigt, die uns zu armen Sündern verdammte, zu Teufelsbraten, die in Sodom und Gomorrha lebten, von der Kanzel herab verdonnerte, bei Birnbaum logirte und bei Ellerburg dinirte. — Die ganze Stadt ist in Aufregung; Bornemann gab Dienstags im Stadthause ein diplomatisches Diner, wozu er Ellerburg und Schuhmacher eingeladen hatte, um ihnen die Ansicht der einflußreichen Einwohner kund zu geben und der Berufung des Lampadius triftige Bedenken entgegenzuhalten — aber was denken Sie? Beide führten eine hochtrabende, sichere Sprache, erklärten keck, der in Steinhausen eingerissenen frivolen Lebensansicht einen Gegendruck geben zu müssen, drohten sogar mit der Einmischung des großen Nachbarstaates, der die Einführung einer kirchlichen Gewalt

für ein Bedürfniß halte und nicht dulden könne, daß ein kleines Nachbarland der Herd und das Asyl einer freigeistigen gesellschaftlichen und politischen Tendenz bleibe. Es kam, trotz des prächtigen Hühnerfricassée, das Bornemann spendete, zu sehr bitteren Erörterungen, ich konnte meinen Feuereifer nicht mäßigen, während der Bürgermeister eine kluge, seltsame Zurückhaltung beobachtete. Wir hatten aber doch erfahren, daß Ellerburg, seinen Freunden ungetreu, ein Werkzeug fremder, retrograder Einflüsse ist. — Sogar die freundliche Aufnahme des Professors Voges seitens des Kleeblattclubs zog Ellerburg als eine unpassende Demonstration heran."

„Und der Fürst?" —

„Er lebt indessen arglos, ohne Interesse an der Politik, einzig nur der Musik und dem Theater und kennt weder unsere Freiheit, noch die Absichten seines Ministers. Aber wir sind entschlossen, den Ellerburg zu stürzen; ihn den Willen der Majorität fühlen zu lassen; haben wir ihn vor zehn Jahren mit der Leitung unseres Fürstenthums beauftragt, so können wir ihn auch wieder davon entbinden; an seine Stelle muß Ihr Sohn treten — gnädige Frau — das ist mein Plan, meine Aufgabe!"

Die Baronin blickte sinnend auf den Freund; der Gedanke hatte ihrer Miene einen befriedigten Stolz abgezwungen, aber dennoch lag in ihren Augen eine ungewisse Reflexion. — „Hoffmann" —

sprach sie halblaut — „er ist erst sechsundzwanzig Jahre alt.“ —

„Die Hauptsache ist, daß der Fürst ihm gewogen ist; ehe er diese Gunst durch die Intrigue der Carelli verliert, muß sie ausgebeutet werden; das Wort eines Fürsten kann Knaben zu Obersten machen, warum sollte es nicht einen Dirigenten der Schaubühne zum Leiter der Weltbühne, zum Intendanten des Fürstenthums machen? Und als einflußreiches Mitglied unserer landschaftlichen Kammer werde ich schon meine Freunde dort günstig stimmen.“ —

„Hoffmann, das wäre möglich?“ — rief die Baronin mit Feuer und Freude; — „Sie haben mich so gewaltig aufgeregt, daß ich vor einer Enttäuschung schon in Gedanken erschrecke!“

„Ich hoffe auf Erfolg; — beherrschen Sie Ihren Sohn, daß er mir ohne Widerstand in Allem folgt, was ich ihm sage. — Seit gestern habe ich nur einen Concurrenten zu fürchten, aber ich werde ihm nicht unterliegen — nämlich Bornemann!“ —

„Er? der ehrgeizige Mann? Er, dessen Ehrgeiz früher jedes Weib besiegt glaubte und der jetzt noch ein Jüngling sein will?“ —

„Ja, ehrgeizig ist er; — seine Tendenz war immer sein Ich und alle seine Handlungen sind vom Ehrgeiz dictirt. Er ist mein Freund, aber seit einiger Zeit erscheint er mir zweideutig.“ —

„Ha! den Mann will ich demüthigen; wenn er es wagen sollte, dem alten Anrechte der Schodecks entgegenzutreten! — Denken Sie daran, Hoffmann, wie er vor fünfundzwanzig Jahren, als er sich mit der reichen Schwester des Merzdorf verheirathen wollte, die Baronesse von Windheim verließ, die dem schönen Verführer ihr Vermögen als vorausgeliehenen Brautschatz opferte, um seine Schulden zu tilgen, und die arm und heimlich im Irrenhause umkam! — Ein solcher Mann verdient kein öffentliches Vertrauen!" —

„Pst! Pst! Um Himmelswillen, beste Baronin, rühren Sie keine alten Geschichten auf! Bornemann ist der Onkel von Ihres Sohnes künftiger Gemahlin; ist es nicht schon Ehre genug, Onkel eines Ministers zu werden? Ein bürgerlicher Minister ist selbst in unserem Fürstenthume nicht praktisch. — Doch hören Sie, Bornemann ist mir dadurch verdächtig geworden, daß er sich vor öffentlichen Schritten einer freien Gesinnung fürchtet, unter seinen Freunden den Liberalen spielt, aber vor der Welt geheimnißvoll schweigt oder würdig vermittelt; so auch gegen Ellerburg, am Dienstage. — Ich weiß aber, daß er auf dessen Sturz und Ersatz durch sich selbst hinarbeitet; er sucht eine Partei am Hofe zu gewinnen, die zur Zeit mit Ellerburg wegen Beschränkungen zerfallen ist, die er den Fabriken betreibenden, noch nicht gleichmäßig belasteten Ritter=

gutsherrn auferlegen will; Bornemann hat ein juristisches Memorial für diese Herren ausgearbeitet, das ich, als Deputirter der Stadt, der Landschaft vorlegen soll; — einer der Herren sagte mir gestern, daß Bornemann die Stelle des Geheimen Cabinetsraths verdiene. — Nun wußte ich, woher der Wind wehte." —

Die Baronin machte eine geringschätzende Miene und fragte schnell: „Und der Plan mit meinem Sohne?"

„Er ist wahrhaftig eine Nothwendigkeit, gnädige Frau, wenn wir nicht einem Eclat entgegen sehen sollen. — Die Carelli will nicht wieder singen, so lange Ihr Sohn Intendant ist; ihre Rache ist consequent; seit Sonntag, wo sie zuletzt die Norma sang, ist ihre Kehle stumm; sie fehlte am Montage bei Hofe in dem Morgenconcerte; der Fürst glaubt noch, sie sei unpäßlich, aber es muß bald zum Ausbruch kommen, denn sie hat mir erklärt, daß sie Steinhausen verlassen wolle, wenn Schodeck ihr Vorgesetzter bleibe. Sie kennen die Begeisterung, womit Hof und Publikum jeden Ton dieser Philomele erhorchen; der Fürst ist schon verdrießlich, daß er sie vier Tage entbehren mußte; ich habe meinen ganzen Freundeseinfluß auf die gefährliche Sirene ausgeübt, um sie zu zerstreuen, zu besänftigen, von einem leidenschaftlichen Schritte zurückzuhalten. Daß sie seit vorgestern nicht mehr davon spricht, aber

nicht singen will, beunruhigt mich; sie hat dem Vagabonden die Rache an Ihres Sohnes Verlobung übertragen, sich selbst dessen Sturz bei Hofe vorbehalten."

„Impertinentes Geschöpf!" rief die Baronin im Aufwallen ihres gekränkten Stolzes.

„Regen Sie Ihr Herz nicht auf, liebe Freundin; ein kluger Feldherr benutzt die Pläne des Feindes zu seinen eigenen Vortheilen; — bewilligen Sie ungeprüft meine Vorschläge, über die ich eifrig nachgedacht habe. Ihr Sohn läßt sich noch diese Woche beim Fürsten melden und bittet um seine Entlassung von der Intendantur, sagt, daß er den Beruf fühle, seinem Vaterlande auf politischem Felde nützlich zu werden, um sein Leben an die Traditionen zu knüpfen, die sein alter Geschlechtsname im Rathe der Vorfahren des Fürsten ihm mahnend überliefert hätte; er bittet um einen Rückblick auf die Stellung seiner Ahnen — und der Fürst, von romantischer Vorliebe für alles Ritterliche und Geschichtliche, wird Wohlgefallen an der Erinnerung der alten Schodecks finden, deren Wirksamkeit in Krieg und Frieden mit der Geschichte unseres Fürstenthums eng verflochten ist. Ihr Sohn ist vom Theater entfernt, die Carelli singt wieder und Alles ist in Ordnung."

„Und dann? Wo bleibt Ellerburg? Was macht der Fürst mit meinem Albert — das begreife ich nicht!"

„Da die Deputirtenwahl der Gegend, wo Grünhagen das größte Rittergut ist, von dem alten Herrn Baron, Ihrem Gemahl, stets wegen Kränklichkeit abgelehnt und der Oekonom von Vahsel's dafür in die Landschaft gewählt worden ist, so muß Ihr Sohn jetzt, bei der im Juni beginnenden neuen Berufung der Abgeordneten statt Vahsel's eintreten; dieser ist doch ein gelangweiltes, schweigsames Mitglied unserer Landschaft und es kostet ein Wort von mir, so resignirt er aus Gesundheitsrücksichten, das heißt eigentlich aus Respect vor einem Wechsel, den ich ihm präsentiren kann. — Damit nun Alles ohne Hindernisse von Statten geht, fahren Sie nach dem Gute, persuadiren den alten, bußfertigen Herrn auf Grünhagen, daß er das Gut nominell an seinen Erstgeborenen abtritt und die Wahl des jungen Gutsherrn ist gewiß. Er tritt in die Kammer, orientirt sich bei mir über den Stand der Dinge, stellt sich auf Seite der freisinnigen Leute, und der unzufriedenen Ritter, hält einige gut inspirirte Jungferreden, opponirt dem Ellerburg, spricht in günstiger Stunde, wenn wir die Majorität sondirt haben, ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium aus, — Ellerburg weicht, mit Hülfe der Landschaft wird Baron Schodeck sein Nachfolger."

„Hoffmann! Sie sprechen das so leicht und zuversichtlich, — o! wie mir das Herz aufsteigt —

Hoffmann! guter, lieber Hoffmann!" — Die Baronin umarmte den Freund und küßte ihn auf die Backe.

„Es muß gelingen. — Sie, beste Freundin werden inzwischen einige Male am fürstlichen Hofe erscheinen; die Fürstin liebt Glanz und Pracht; Sie werden auf die Stimmung wirken, Sie Unwiderstehliche!" — Er strich schelmisch über ihre brennenden, zärtlichen Augen, als wollte er deren verführerischen Blick auf sich mildern.

„Ha! ich sehe einen neuen Stern über meinem Namen aufgehen!" rief die Baronin sich im Drange ihres lebhaften Temperamentes erhebend und über den Teppich schreitend; — „ja! Hoffmann, mein alter Griesgram auf Grünhagen hat den Glanz seines Hauses erbleichen lassen, er wäre längst erloschen, wenn ich nicht durch meine gesellschaftliche Stellung den Namen Schodeck repräsentirt und oben erhalten hätte; — aber Ihr Plan ist eine Recreation unserer Familie, er söhnt mich jetzt vollkommen mit dem Gedanken aus, daß mein Sohn eine Bürgerliche heirathet." —

„Eine Millionairin" — setzte der Stadtrath hinzu, der ebenfalls aufgestanden und ihr gefolgt war. — „Und bedenken Sie, verehrte Frau, die finanzielle Frage; wenn Ihr Albert an der Spitze der Verwaltung steht — was kann er für Grünhagen wirken, wie verbessert er sich selbst!" —

Die Baronin, welche bis in die Nähe der rothen Sammetportière ihres Boudoirs geschritten war, sah den Stadtrath groß und sinnend an. — „Hoffmann“ — begann sie jetzt schmeichelnd, indem sie den halbnackten, immer noch üppigen Arm auf seine Schulter stützte und ihm vertraulich zulächelte — „stehen die Sachen denn wirklich so schlimm?“

Der Stadtrath machte eine bedenkliche Miene und zuckte mit der Achsel. — „Liebe Baronin, die Repräsentation hat viel Geld gekostet, ich weiß wahrhaftig noch gar nicht, was in dem Deficit auf Ihre oder meine Rechnung kommt; — aber nur Muth, Sie sollen nicht entbehren, und deßhalb sorgte ich ja für eine reiche Schwiegertochter und einen neuen Aufschwung des Namens. Ist mein Plan gelungen, dann gewinnen wir Zeit, Grünhagen herauszureißen.“ —

„Guter Hoffmann!“ hauchte die Baronin, in des Freundes Anblick versunken und ihren vor der Welt imponirenden Stolz ganz vergessend. Plötzlich richtete sie sich empor und der vornehme Uebermuth ihrer Natur strahlte wieder auf ihrem Gesichte und hob ihre gebietende Haltung, als sie am Balkonfenster vorüberschritt und befriedigt auf die Promenade niederlächelte. Hoffmann sah ihr ernst nach, nahm aber schnell seine heitere Zuversicht wieder an, als sie sich gegen ihn zurückwendete: „Ich sah gestern auf dem Corso einen Wagen, der

in neuem Façon in Wien gemacht ist — die Gesandtin fuhr lächelnd an mir vorüber; einen solchen Wagen, Hoffmann, müssen Sie mir besorgen."

Der Stadtrath überwand eine flüchtige verlegene Miene und antwortete: „ich werde mich darnach erkundigen; — aber noch Eins muß ich Ihnen sagen; — in Steinhausen bereiten sich große Dinge vor — Professor Voges wird mit dazu helfen."

„Voges? Wie lebt der gute Mann dort? Sagen Sie ihm, daß seine hiesigen Gönner und Freunde seinen Unfall beklagen und ihn gern bei sich empfangen werden, wenn er unsere Residenz besuchen sollte." —

„Er hat mich zu einem kühnen und großen Gedanken angeregt; — am Montage führte ihn der Kaufmann Seeger, bei dem er logirt, in unseren Kleeblattclub, dessen Mitglied auch Ihr lieber Sohn ist, — es überkam mich mit drängender Gewalt der Gedanke, einen Verein zu begründen, welcher die Tendenz hat, gegen herrschende Vorurtheile anzukämpfen, vernünftige Aufklärung zu verbreiten, seine Mitglieder zu einem gemeinsamen Denken und Handeln, gewissermaßen einem Glauben und Leben zu verbinden, ihnen das Gelübde der Treue und Hingebung abzunehmen, und ihnen den Platz ihrer Wirksamkeit im praktischen Leben zu ermitteln, wo sie unsere Tendenzen geltend machen können." —

„Ei, wol eine Art Freimaurerorden, Illuminatenorden?" —

„Nein, gnädige Frau, ein Humanitätsbund von ganz besonderer Natur — der Zeit angemessen; — doch ja, Sie können uns mit den Illuminaten in einer Hinsicht annähernd vergleichen. Die finstere Richtung der geistlichen Rückschrittsmänner, welche durch die wahrscheinlich nicht zu verhindernde Wahl des Doctor Lampadius an unsere Bonifaciuskirche auch in unserer Stadt eine Gemeinde zu gründen drohen, die Angriffe gegen die aufklärende Naturwissenschaft, der Ruf, daß die Wissenschaft umkehren müsse — die Anzeichen einer aufsteigenden Nebelwolke des Mittelalters, die uns in ihre dunkle Glaubens- und Wundernacht einhüllen will, das Liebäugeln mit der katholischen Kirche, welches Diejenigen thun, die gern protestantische Päpste und Priester sein und die freie, fröhliche Welt in ihren hierarchischen Zwang einsperren und uns hellsehende Menschen beherrschen möchten, erfordert eine organisirte Gegenwirkung."

„Lieber Gott, Hoffmann, ist es denn wirklich so schlimm? Ich weiß es nicht, da ich mich um Kirche und Geistliche gar nicht bekümmere." —

„Sie haben an der Suspension des Professors Voges ein Beispiel; gestern Abend war er als Gast auf meinem Garten vor dem Thore; ich hatte noch einige Freunde nnd Freundinnen eingeladen, auch Ihren Sohn, der auch spät erschien; wir haben unsere Ideen ausgetauscht und uns bereits im All-

gemeinen über die Tendenz und Form unseres neuen Ordens verständigt. Die Klugheit der Jesuiten werden wir mit der Lichtfreundschaft vereinigen — vor der Welt wollen wir als ein Humanitätsverein erscheinen, als mit dem Zwecke der Wohlthätigkeit, der sittlichen Aufmunterung und geselligen Veredelung — dagegen aber wird jedes Mitglied auf die eigentliche Tendenz feierlich verpflichtet: wo er kann, für Aufklärung, Bekämpfung jeglicher Vorurtheile, alleinige Herrschaft der Vernunft und Lebensfreiheit zu wirken; — der Orden strebt dahin, seine talentvollen Mitglieder auf öffentliche oder private Plätze zu stellen, wo sie seine Tendenzen am Nachhaltigsten verwirklichen können; — Einer darf den Anderen nicht ohne Beistand lassen, wo es der Tendenz gilt, darum ist Liebe ein erster Grundsatz und ein geheimes Erkennungszeichen Nothwendigkeit, da wir unseren Orden über alle geographischen Grenzen auszubreiten gedenken." —

„Werden auch Frauen aufgenommen?"

„Vielleicht später — die Frauen sind die mächtigsten Werkzeuge der männlichen Interessen. Dieser Bund soll, das habe ich bereits mit in meine Anschläge gebracht, Ihrem lieben Sohne, der ohne allen Zweifel Mitglied wird, ein wirksamer Hebel und Hintergrund für die neue Carrière werden, die wir vorhin besprochen haben." —

„Sie begeistern mich schon jetzt für den Orden;

— wenn Frauen eintreten, so rechnen Sie auf mich. — Und welches Wappen werden die Herren tragen?"

„Wir sind noch nicht einig — ich stimme für das alte, liebe, vieldeutige Kleeblatt — nicht ein solches, wie es über Merzdorf's Thür in Stein gehauen ist und Liebe und Hoffnung von vorn herein kreuzigt, sondern ein frisches, grünes, lebendiges Trifolium, das Licht, Liebe und Leben bedeutet!"

„Dann werden Sie an unserem Major außer Diensten von Stolpen, dem Neffen des abgetretenen Cultusministers, einen Freund Ihrer Ideen finden — kennen Sie ihn nicht?" —

Hoffmann sah die Baronin schelmisch an und obgleich er wußte, daß der Major der zeitweise Cavalier der genußsüchtigen Frau war und ihr Geld mit verzehren half, so antwortete er doch schlau: — „Dem Namen nach." —

„Kommt Ihr Verein zu Stande, Hoffmann, dann müssen Sie den Major gewinnen, was ich gern übernehme. Er ist ein sehr freisinniger Mann, kennt das Terrain hier bei Hofe, würde wirken und den Verein in die höheren Regionen übertragen können, denn seit Runenstein herrscht, suchen Sie nur hier die Quelle, die ihre Strömungen nach Steinhausen ergießt." —

„Ich weiß; ich werde mir Ihre Hülfe aufsparen."

Ein Bedienter trat ein und meldete, daß die Tafel des Dejeuner bereit sei. —

„Nun, lieber Hoffmann,“ — sagte die Baronin, als der Diener fortgegangen war, — „haben Sie die Güte, in den Garten hinabzusteigen; ich werde schnell meine Toilette beenden lassen und dann im Pavillon mit Ihnen speisen. Sie treffen meine Tochter im Garten; — horchen Sie doch einmal, ob sie den Landstreicher kennt, und — was sie von dem jungen Doctor sagt!“ —

Sie warf dem Freunde einen affectirten Handkuß zu und zog sich hinter die rothe Portière des Boudoirs zurück. Der Stadtrath hörte bereits im Vorsaale die Glocke der Baronin, welche die Kammerjungfer rief.

In derselben Zeit, als Hoffmann mit der Baronin das Frühstück im Gartenpavillon hinter dem Palais einnahm und das Champagnerglas auf das Wohl aller guten Freunde leerte, indem er der stattlich herausgeputzten Frau, die gegen Mariens kostbare Einfachheit der Morgentoilette glänzend abstach, verständliche, fröhliche Blicke zuwarf, — in dieser selben Stunde, etwa elf Uhr, sah man in Steinhausen den Professor Voges aus dem Brunnenthore schreiten, welches seine Benennung von dem Mineralbrunnen hatte, der im Lusthölzchen quillt, das, nebst seinem beliebten Wirthshause, etwa eine halbe

Stunde von der nördlichen Seite der Stadt entfernt liegt und zu dem eine prächtige Allee von Platanen führt.

Die markige, kräftige Gestalt des untersetzten Mannes hätte wegen der groben, schwarzen und bequemen Kleidung und des langen, grauen Bartes, der über den unbekleideten, derben Hals herabhing, sowie wegen des ziemlich zerdrückten Panamahutes, der den starken, von langen Haaren umflossenen Kopf deckte, in der Ferne leicht für einen gewöhnlichen Mann oder reisenden Magier, wie ein solcher am Moritzthore seine Bude aufgeschlagen hatte, gehalten werden können; aber wer den Adlerblick unter den buschigen Brauen, den geistigen Stolz seines Mundes, die imponirende Festigkeit des starkgebauten Gesichts, die Züge der Klugheit, die seine Socratesnase umgaben, und den sicheren Schritt, sowie die feine Anstandsform seiner Bewegungen näher beobachtete, konnte nicht zweifeln, daß ein origineller, geistiger, von seinem höheren Bewußtsein getragener Mensch dahinschreite. —

Er war auf dem Wege nach der Villa des Stadtrathes Hoffmann, die dessen Gattin seit vorgestern bezogen und wo er gestern Abend einer Gesellschaft beigewohnt hatte, über welche der Stadtrath bereits gegen die Baronin ein begeisterter Berichterstatter geworden war. Links von der Platanenallee, auf halbem Wege nach dem Lusthölzchen,

schimmerte bereits aus den geschmackvollen Parkanlagen die weiße Villa dem Wanderer entgegen; ein eisernes Gitterthor mit vergoldeten Spitzen, auf dessen Steinpfeilern jederseits eine sitzende Sphinx Wache hielt, war nur den besten Freunden des Stadtraths geöffnet, die das für viele Vorübergehende ein Räthsel bleibende Heiligthum des Reichthums und Geschmacks betreten durften; nur von Ferne sah das Auge des Fremden am Frontespice des italienischen, mit hoher Freitreppe und Säulenestrade versehenen Gebäudes die goldenen Buchstaben der Inschrift: „Villa Lurly“ — womit der Stadtrath dieses reizende, luxuriöse Landhaus, als einstiges Geschenk an seine Gattin, getauft hatte.

Voges trat durch das Gitterthor in den Park und folgte dem Fahrwege bis an die Freitreppe, die mit blühenden Topfgewächsen, Orangen- und Granatbäumen beiderseits besetzt und von einem Zeltdache über der Estrade beschattet war. Drei offene Flügelthüren mit farbigen Glasfenstern führten in einen runden Salon, dessen weiße, lackirte Wände mit vergoldeten Stuckarbeiten verziert und mit einigen Oelgemälden bedeckt waren; ein prachtvoller Kronleuchter schwebte über dem, mitten in dieser Rotunde stehenden musikalischen Flügel; — in den Nischen jederseits standen alabasterne Bildsäulen der Minerva und des Apollo, weiche Tep-

piche und seidne Sessel vollendeten das Behagliche dieses Raumes, von welchem die hohen Thüren links und rechts in die inneren Prunk- und Wohnzimmer führten.

Eine Magd war mit einem Staubwedel beschäftigt, die Rotunde von den letzten Spuren der hier gestern Abend stattgefundenen Gesellschaft zu säubern.

„Melden Sie mich der Dame," sagte Voges mit kräftiger, sicherer Stimme des Hausfreundes.

„Die Frau Stadträthin ist im Garten," versetzte das Mädchen und eilte die offene Steintreppe hinab, in den Park, wohin ihr Voges folgte. Tief im Garten, vor dem im Style einer Eremitage gebauten Borkenhäuschen, unter dem kühlen Schatten des Schlinggewächses, das bis zum Moosdache aufrankte, saß die Stadträthin auf ihrem Wiegestuhle und las. Der edle, schlanke Körper war von einem blaßblauen Seidenkleide umflossen, das goldigblonde Haar fiel vom schönen Ovale ihres Kopfes in glänzenden Locken auf die weißen, breiten Schultern nieder, die großen, träumerischen Augen schlugen den sinnenden Blick gegen das heraneilende Mädchen auf, gewahrten aber zugleich den nahenden Professor, und ohne des Mädchens Meldung abzuwarten, sprang sie mit ungewöhnlicher Behendigkeit auf, warf das Buch auf den Stuhl und schritt dem bärtigen Manne entgegen, nicht ohne eine leichte Röthe der freudigen Ueberraschung.

„Ich stelle mich Ihnen zu Diensten, meine Dame," begann der Professor, den Hut ziehend und mit einem so edlen und stolzen Anstande zu ihr tretend, daß die Frau wohlgefällig lächelte und ihn freundlich willkommen hieß. — „Sie haben den Wunsch gegen mich geäußert," fuhr Voges fort, „Ihnen einige unbekannte Schmetterlinge zu nennen, und ich konnte nicht länger widerstehen, mich schon diesen Morgen anzubieten, wo Ihr lieber Gemahl durch seine Stadtgeschäfte ohnehin verhindert sein wird, auf Ihre Unterhaltung Anspruch zu machen."

„Ich bin Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit sehr dankbar," versetzte die Stadträthin mit ermunterndem Blicke, der diesesmal ganz die grobe Kleidung des Mannes übersah, die ihr zu anderer Zeit ein nervöses Gefühl des Unbehaglichen verursacht haben würde; — „ist es doch schon ein Gewinn, mit einem so geistreichen Gelehrten zu reden; — ach! wie haben Sie mich gestern Abend durch Ihre Erzählungen aus Amerika gefesselt und aufgeregt! — Sie haben Heimweh in mir geweckt."

„Dann bitte ich um Verzeihung; es war nicht meine Absicht, eine so zarte Seele zu beunruhigen; dann lassen Sie uns von der deutschen Natur sprechen."

„Nein, nein, Sie müssen mir noch viel von meinem Vaterlande erzählen; Ihre Schilderungen sind so eigenthümlich, daß sie unwiderstehlich fort-

reißen und man Phantasie und Wirklichkeit nicht mehr unterscheiden kann. — Seit Sie mich in unsere schönen amerikanischen Wälder, an die majestätischen Wasserfälle, die wunderbare See geführt haben, fühle ich recht, was ich entbehre und verlassen habe." —

„Sie haben die Eindrücke als geheimnißvolle Mährchen der Kindheit bewahrt; — wenn meine Reiseschilderungen diese glückliche Mährchenwelt neu aufzuschließen vermochten, dann soll es mich nicht gereuen." —

„Ja, ich habe einst als junges Mädchen meinen Vater nach dem Süden meines Vaterlandes begleitet; Alles, was in mir wie ein stilles, träumerisches Nebelbild der Erinnerung, mehr als ein Gefühl schlummerte, das haben Sie mit dem Zauber Ihrer Worte zu einem lebendigen Bilde der Gegenwart gestaltet, Sie gaben dem dunklen Gefühle Ausdruck und Gegenstand; — ich sah meine Wälder und Gewässer wieder, hörte die Stimmen der Vögel, die Sprache der Heimath! — Ich werde Sie noch oft quälen, mir zu erzählen. — Ist es gefällig, mir in die Eremitage zu folgen? Es ist dort kühler, als im Hause; Sie finden auch dort meine Insectensammlung." —

„Ich stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung, herrliche Frau; — der Gelehrte findet heutiges Tages so selten ein edles weibliches Wesen, das

für sein Denken und geistiges Leben empfänglich ist, und doch ist es so fördernd und belebend, wenn der männliche Geist sich im hellen, sanften Spiegel des weiblichen Gemüthes wiederfindet und im Verständnisse seines Strebens wiedererkennt." — Voges bot der hohen, schlanken Frau, die ihn mit sinnender Miene ansah, seinen Arm, den sie vertraulich annahm, und begleitete sie nach der schattigen Eremitage.

„O! welch' ein Oertchen zum stillen Denken und Forschen!" rief Voges aus, als er in das Borkenhäuschen eintrat, — „hier könnte man die Menschheit vergessen, um in Naturandacht und Naturfreundschaft mit der großen Mutter allein zu verkehren! Ha! da sind meine guten Freunde und Lehrmeister, die mir tausend Geheimnisse verrathen! — Auch eine Bibliothek? Und wie wohlthuend fällt das grünliche Licht durch die Fenster, als wären jene Blätter Spiegel, die ihren Antheil an der stillen Meditation des Geistes durch ihr mildes Licht geltend machen, indem sie den Geist in die rechte Stimmung des Wohlgefühls versetzen! — Wüßte ich nicht, daß Sie, verehrte Frau, sich hier selbst einen Wiederschein Ihres Geistes und Gemüthes geschaffen hätten, ich müßte den Geschäftsmann, Ihren lieben Mann, bewundern, daß er bei seiner praktischen Arbeit so genau das tusculanische Bedürfniß eines meditirenden Geistes kennt."

Voges hatte diese Worte gesprochen, als er in der Eremitage sich umblickte, auf die in einem eleganten Glasschranke befindliche Schmetterlingsammlung, auf den danebenstehenden Bücherschrank und die grünen, gothischen Glasfenster zeigte. Dann stützte er die Hand auf den in der Mitte des Raumes stehenden Tisch, blickte freundlich sinnend auf die hier liegenden Bücher und Papiere nieder und sagte mit ungemein weicher, lockender Stimme: — „Also hier ist der beneidenswerthe Platz, wo Sie, meine verehrte Frau, Ihre Studien treiben? O! ich habe auch einst in einsamer Felsenhöhle des Urwaldes oder der Andenhöhen, nur von Pflanzen und Insecten umgeben, mit der Natur verkehrt und das Einsamkeitsgefühl war ein so vertraulicher Freund meiner Gedanken." —

Die schöne Frau sah wohlgefällig den Mann an, der mit seinem grauen Barte in diese Eremitage zu gehören und in ihrer träumerischen Seele das stille Gefühl der Sympathie geweckt zu haben schien. „Ja," sprach sie, „das Einsamkeitsgefühl kenne ich auch als den Freund meiner Gedanken — und die schöne Natur trat freundlich zu mir, um mich mit ihren Geheimnissen zu unterhalten. Mein Gemahl ist von überhäuften Geschäften des Tages über belastet und er fühlt sich eigentlich recht wohl, wenn er mit der unruhigen Welt und ihren Interessen verkehrt; — nur die Stunde der Erschlaf-

fung widmet er mir, und was bleibt mir übrig, als in das Gebiet der Gedanken zu fliehen und mit Büchern und Naturbetrachtung meine Phantasie zu beschäftigen! Das einsame Sinnen ist mein liebstes Dasein, aber ich hätte oft gern einen Erklärer alles Dessen, was mir unverständlich bleibt oder mich durch sein Unerreichbares lockt!" —

„Was sehe ich? Sie treiben auch Philosophie?" — rief Voges angenehm überrascht, als er eins der Bücher aufschlug; — „hier Hölderlin, dort den Faust, und da die Bettina von Arnim? — Ei, liebe Frau, so hat die Natur auch Ihnen die Pforten zum Tempel einer ewigen, liebreichen Wahrheit geöffnet? Ich dachte, das schöne, harmonische Leben der Erscheinungen hätte Sie allein gefesselt und mit Empfindung für die Natur erfüllt. Jetzt ist es mir doppelt interessant, daß Sie eine Vorliebe für die Insecten haben, — ja, es mußte ein früheres Verständniß obwalten, da sonst die Frauen diese Thierwelt eher flieht, als sucht." —

„Ich gestehe Ihnen, daß die bunte Pracht der Schmetterlinge mich zuerst auf diese Thiere hingeführt hat; sie haben einen Seidenglanz und Alles, was Seide ist, das thut meinen Nerven so wohl, und giebt meinem Gefühle etwas Behagliches, das ich nicht näher bezeichnen kann. Aber vor den häßlichen Käfern fürchte ich mich doch; ihre Gestalten sind so schrecklich." —

„O! dann muß ich Sie mit diesen Käfern versöhnen; — der instinctmäßige Widerwille des Kindes schleicht in das selbstständigere Leben als eine Gewohnheitsempfindung fort, über die selbst der Philosoph sich keine weitere Rechenschaft zu geben vermag; die meisten Insecten sind mit eigenthümlichen Werkzeugen ausgerüstet, welche ihrer Gestalt oft etwas Drohendes gegen die Menschen verleihen, und doch, liebe Frau, dienen diese Rüstungen, diese Zähne, Stacheln, Zangen, Spieße und Schwerter dem ersten großen Gesetze der Natur und damit des gesammten Lebens; sie sind Werkzeuge im Dienste der Liebe!" —

„Aber verträgt sich die Liebe mit dem Anblicke des Fürchterlichen? denken Sie an die Insecten Amerika's." — Die Stadträthin ließ sich in einen der seidenen Sessel am Tische nieder und deutete mit bittender Geberde auf den Sessel daneben:

„Giebt es Liebe ohne Kampf?" — erwiderte Voges, sich langsam niederlassend und die aufmerksame Frau mit stechenden Blicken fixirend; — „trug das Zeitalter der leidenschaftlichsten Liebe und Minne, das Ritterthum, nicht über den glühenden Herzen eine kalte, finstere Rüstung mit Schwert, Stacheln und Schienen? Ist jeder Käfer nicht ein gerüsteter Ritter, zum Kampfe geboren, weil er, gleich allen Insecten, ein berufener Diener der Liebe ist? Liebe und Muttersorge sind seine Triebe, die er

der Natur erfüllen muß im großen Gesetze des Daseins -- L i e b e n und S t e r b e n!"

„Sterben? Ach! das hat mich schon lange mit Grübeln erfüllt; in diesen Büchern lese ich es oft und in einer Weise, die mich gleichzeitig begeistert und quält, daß Liebe und Tod Anfang und Ende unseres Lebens seien, daß die Natur uns im Sterben liebend in ihren Schooß zurücknehme; und es sehnt sich der Dichter nach diesem seligen Glücke der Vernichtung! — Wenn ich oft einsam nachdachte, was die Natur mit aller ihrer Schönheit bezwecke, da sie sie so schnell zerstört, dann erschrak ich oft vor meinen eigenen Gedanken eines träumerischen Zerfließens in ein unbegrenztes All — ich fühlte eine namenlose Glückseligkeit und doch einen Schauer der Verwesung." —

„Gestatten Sie mir, herrliche Frau" — erwiderte Voges mit warmen Blicken, aber sanftem, sinnigen Tone — „Sie auf ein Bild hinzuweisen, das des Kindes Gemüth nur in seiner trostlosen, äußeren Erscheinung mit Schrecken betrachtet, aber dem Menschen, der die Absichten der Natur erkennt, ein wohlthuender Spiegel seines Daseins ist und ihn recht eigentlich in den großen Kreislauf der Wesen stellt, wo er sich und das ganze Weltall begreift. Der Vater eines jungen Mädchens reiste nach einer Insel des südlichen Oceans, aber die Zeit seiner Wiederkehr verstrich, keine Nachricht kam

von ihm; die Gattin, von bangen Ahnungen erfüllt, wagte nicht, das Landhaus zu besuchen, wo der Gatte mit fleißiger Hand früher Blumen und Bäume gepflegt, Haus und Boden mit seinen liebsten Neigungen geziert hatte. Sie wußte, daß jetzt Verödung hier herrsche, und fürchtete sich, ihr trauerndes Herz mit dem Anblicke der verfallenen Wirksamkeit ihres Gatten zu foltern. Sie schickte eines Tages ihr Töchterchen nach dem Landhause, um einige Blumen und Früchte zu pflücken und daran zu erfahren, ob es noch blühe und reife, wie sonst. Das kleine Mädchen eilte froh, die Erinnerung des herrlichen Gartens von der Zeit des letzten Aufenthaltes mit den Eltern in sich tragend, fast vergessend, daß nicht die väterlichen Arme an der Schwelle sie empfangen würden, durch das Gartenthor und sprang, das Lächeln des Willkommens in träumerischer, glücklicher Zerstreutheit erwartend, an die Thür des Hauses. — Sie blieb verschlossen; jetzt dachte sie daran, daß sie selbst öffnen müsse; gerührt und mit zitternder Hand schloß sie auf und suchte nach dem Schatten, den Spuren des todten Vaters. — Alle Möbeln, sein Tisch, Schrank, Sessel, waren vom Holzwurm zernagt und das Mehl des Holzes deckte den Boden — das Zimmer erschien veraltet, düster, zerfallen wie ein Grab; lange Spinngewebe hingen tief herab, und Kellerwürmer, Tausendfüßler und widerliche Käfer liefen in die löcherichen

Dielen und gelockerten Wände. — Das Kind taumelte zurück, es starrte betäubt in diese einsame zerfallende, lichtscheue Welt und rief gedankenlos: „O! Vater! wo bist Du?“ — Jetzt fühlte es die furchtbare Verödung des Ortes, der in der Phantasie des Kindes noch ein lebendiges Asyl ihrer liebsten Erinnerung gewesen war; überall, im Hofe, im Garten fand es die neuen Besitzer zerstörend herrschen, die Insecten, welche die Stelle des pflegenden, aufbauenden Vaters übernommen hatten! — Unter den Blättern krochen sie hervor, sie saßen haufenweise auf den herabgefallenen Früchten, sie hatten sich eingenistet in Aepfel, Pfirsich, Traube und Birne; — die Obstbäume standen laublos, von Raupengespinnsten getödtet, das Blumenbeet war todt! — Das, liebe Frau, ist das Bild des großen Gesetzes, dem die Natur ihre Diener zur unaufhaltsamen Erfüllung bestellt hat, des großen Gesetzes der Metamorphose, die durch den Verfall des Schönen und Nützlichen das Kinderherz bedrückt, aber dem Menschen, welcher das Gesetz versteht, liebreich zuruft: Wo der Mensch abwesend ist, da muß das Insect seine Stelle einnehmen, damit Alles wieder Staub wird, aus dem neue Wesen hervorgehen! Liebe und Tod! —— Aber beste Frau! Sie haben Thränen in den schönen Augen! Fort mit dem düstern Bilde; geben Sie mir Ihre Schmetterlinge, damit

ich Ihnen die Namen bestimme. — Was that ich, ein so edles Weibergemüth zu betrüben? Sehen Sie, wie herrlich es hier in diesem Häuschen ist wie die Seidenstoffe glänzen!" — Voges stockte plötzlich in seinen ablenkenden Worten und sah die Stadträthin mit Feuer und Bewunderung an, denn diese, welche anfangs träumerisch der Erzählung gehorcht, dann unruhig in der Eremitage umhergeblickt, darauf, wie im Schreck, sanft geschaudert und mit feuchten Augen des Professors Hand gefaßt hatte, war bei dessen ablenkenden Worten ernst geworden und blickte ihn fest, tief, sehnsüchtig bittend in die Augen, so daß jener stockte.

„Ich bin das kleine Mädchen nicht mehr" — sprach sie mit flüsternder Stimme. „Sie wissen nicht, daß ich einst Aehnliches gefühlt habe, als ich nach einem Jahre das verfallene Landhaus meines Großvaters auf der Longinsel betrat; — aber sterben, sterben ist mir in Augenblicken der Lebensfreude ein entsetzlicher Gedanke; mitten in der Schönheit der Natur! — Wie können Sie dabei so froh sein?" —

„In jedem Augenblicke sterben wir — jede Secunde des Glücks ist die Sterbezeit des Glücks der vorhergehenden; mit jedem Blicke der Liebe haben wir Menschen einen Theil unseres Seins an die allgemeine Mutter, die der Unwissende Grab nennt, hingegeben. Jene seidenglänzenden Schmetterlinge

haben das Sterbekleid ihrer Liebesseligkeit angelegt; das Glühen des Leuchtwurms ist sein selig in Liebe hinströmendes Leben!" —

„Ich habe mit einer qualvollen Sympathie den „Hyperion" des Hölderlin gelesen; — ich fühlte dabei, daß ich hätte verschwimmen mögen mit der ganzen Natur; überall wehte mir ein verwandtes Leben entgegen; ich hätte die Blumen, die Schmetterlinge küssen mögen; selbst der Staub der Verwesung erschien mir ehrfurchtgebietend; — aber ich bebte vor der Gewalt dieses Naturlebens; sie trat so mächtig vor meine Seele, daß ich ausrief: „Warum ist die Welt nicht dürftig genug, um außer ihr noch einen Gott zu suchen? Ist er nicht ihr Herz und Leben?" —

„O! wie Sie mich entzücken!" fiel Voges begeistert ein, indem er kühn ihre Hand ergriff und ihr leuchtend in die großen, träumerischen Augen sah — „ja, herrliche Frau, Lotusblume Ihres Geschlechts! — Ein gemeinsamer Geist bindet uns an die ewige Mutter Natur; aus ihrem Schooße hat sie uns zeitweise in die Erscheinung gesandt, um ihren großen Zweck des Lebens zu erfüllen; unsere Geburt war Liebe, unsere Erkenntniß der Einheit mit ihr ist Liebe, unser Tod führt liebend die zerfallende Erscheinung in die ewige Quelle des Lebens zurück. Die Natur fordert Liebe und Freiheit seiner Geschöpfe; ohne sie ist das Herz einsam und

welkt unversöhnt im Sonnenlichte seines Daseins. Lieben ist Leben, wie schon der gemeinsame Ursprung des Wortes instinctmäßig sagt — Lieben ist Leiden, ist das Hingeben an das große Gesetz der Metamorphose. Wir kommen, wir gehen; Liebe ist der heilige Lethe, woraus das Dasein seine Vergessenheit trinkt; in Liebe gleicht sich das Schicksal aus!"

Voges war glühend geworden; die heiße Wange der Frau, ihr schwärmerisches Auge, das selbstvergessene Lächeln des Mundes, das Ruhenlassen ihrer Hand in der seinen — verriethen deutlich, daß in ihrer Seele Sympathien geweckt waren, die in der Einsamkeit die Träume ihres philosophischen Grübeln mit unklaren Empfindungen erfüllt hatten.

Sie sahen sich schweigend mit heißen Blicken in die Augen. Plötzlich ließ der Professor ihre Hand fahren, sprang vom Sessel auf, strich heftig über Wangen und Bart und sprach mit dem Tone der Selbstbeherrschung: „Wie schön ist es hier; — wird Ihr Gemahl bald kommen?" —

Die Frau schien etwas betroffen, erhob sich und sah ängstlich umher; — mit einem leidenden Lächeln der Dankbarkeit richtete sie die Augen auf den Mann, der, wie sie fühlte, von einem Gedanken erschreckt war, den sie ebenfalls fühlte und mit unmerkbarem Erröthen erwiderte.

„Mein Mann ist heute früh verreis't" — sagte sie fast gleichgültig und schlug ein Buch auf.

„So — so" — gab Voges zerstreut zur Antwort und trat vor den Schmetterlingsschrank. — „Sie haben hier schöne brasilianische Exemplare! — Wie muß dieser blaue Atlas Ihrem Gefühle wohlthun, da sie ein entschiedenes Wohlbehagen an Seide empfinden." —

„Schon der Anblick der Seide beruhigt meine Nerven" — versetzte die Stadträthin, sich dem Schranke nähernd, wo die prächtigen Schmetterlinge ihre schillernden, weichglänzenden Flügel entfalteten. Sie blickte den ernsten aber höflichen Mann mit scheuem Wohlgefallen an. — Er lenkte seinen geistvollen, feurigen Blick auf ihr schönes, reiches Haar, ließ eine Locke ihrer Schulter sanft über die Finger gleiten und sprach: „Wahrlich, dieses seidene Haar ist edler und vollendeter noch, als jener Faden des Seidenwurmes, den Sie so hoch ehren; — das Ideal, dem alle menschliche Kunst der Weberei und Spinnerei nachstrebt, ist ein schönes Frauenhaar."

Lurly erröthete sanft; sie fühlte, daß der Mann, welcher bereits die Sympathie ihrer Seele geweckt hatte, auch die Gefühle ihrer weiblichen Eitelkeit anzureden wußte, denn sie war stolz auf ihr Seidenhaar und es erregte ihr eine angenehme Empfindung, mit ihren eigenen Locken oder dem

aufgelös'ten Haarschweife zu spielen. Es schien ihr ein befriedigendes Lächeln abzunöthigen, daß sie heute gerade das Haar in langen Locken trug.

„Die weichste Wolle, die feinste Baumwolle, die theuerste Seide erreichen die Vollendung eines seidenen Frauenhaares nicht, wie diese blondgoldigen sind“ — fuhr Voges fort; — „wie unendlich weit sind alle Fortschritte der menschlichen Technik hinter diesem Haare zurückgeblieben, das eine Seidenraupe mit Neid betrachten würde, wenn sie zu reflectiren vermöchte!“ —

„Sie verstehen, das Weib stolz zu machen“ — sagte Lurly schalkhaft.

Der Professor sondirte mit dreisterer Hand eins ihrer langen Goldhaare, spannte es an und ließ es erklingen wie eine Saite. „Wo finden Sie in der ganzen Natur einen ähnlichen Faden, so fein und doch so widerstandsfähig stark, so daß es mit leisem Klange vom Ohre zum Herzen dringt, und dabei so weich, warm, glänzend, electrisch — dieses Haar ist die Blüthe der menschlichen Blüthen!“ —

„Deuten Sie, schmeichlerischer Forscher der Natur, mir auch die Farbe“ — sprach Lurly, das vertrauliche Wohlgefallen hinter einen neckischen Ton versteckend.

„Welch' ein eitler Streit ist es, über den Vorzug der Farbe! — Das schöne, goldene Blond buhlt mit dem Glanze des goldenen Bließes; ich

liebe es; das glanzvolle Schwarz trägt in sich und verräth die Flamme der Seele; das in der Sonne flimmernde Braun eignet sich das Licht selbst an, es mischt es in seine Reflexe, es wogt, wechselt und schwimmt ungewiß in hellen und finsteren Spiegelungen; — aber dieses schöne Blond ist der Seide am Nächsten, es erregt mir selbst das Gefühl des Angenehmen." — Voges ließ dabei eine volle Locke durch seine Hand gleiten. Die sichtbar heißgewordene Frau entwand ihm die Locke mit sanfter Bewegung und spielte selbst damit, indem sie ihn träumerisch ansah.

„Nur das Fabrikat des bescheidenen Seidenwurms kann sich neben dem Frauenhaare behaupten" — fuhr der Professor fort. — „Ich sehe mit besonderer Lust, daß Sie in Seidenstoffe gekleidet sind, daß Ihre Umgebung wohlthuend in sanfterem Seidenglanze prangt. O! es ist den Seidenstoffen ein besonderer Reiz verliehen, sie adlen Alles, was sie kleiden und umgeben. Was ist die glänzendste Baumwolle, wie sie Technik, Wissenschaft und Kapital zu stolzen Stoffen zu verarbeiten wußte, was ist jener berühmte Elsasser Zitz, dem selbst das kaufende England huldigt, gegen diese Seide und nun gar gegen das Frauenhaar! Wenn ein Weib, das sich mit dem kostbarsten Zitz voll Eitelkeit schmückt, seine Haare fallen und in üppigen Wogen über den ärmlichen Reichthum ihres

besten Baumwollenstoffes niederfluthen ließe -- wie gedemüthigt würde ihr Kleid sein!"

„Im vorigen Jahre habe ich selbst zum Vergnügen Seidenwürmer gezogen und gepflegt; sehen Sie, diese naturfarbene Seidendecke hat mein Mann daraus anfertigen lassen." —

„Das ist lohnend, das Gold, das man wachsen sieht unter der eigenen Pflege, selbst zu tragen! — Es erregte mir stets ein mitleidiges Gefühl, wenn ich durch die rauhen, felsigen Thäler der Ardèche wandernd, wo auf luftigem Gestein, fast ohne Erddecke, die Maulbeerbäume und Kastanien stehen, vor der Thür der niedrigen, grauen Häuser, unter einer Arkade die reizenden, gebräunten Mädchen mit den weißen Zähnen sitzen sah, wie sie Seide spannen; — wie schade, dachte ich, daß für Euch dieses seidene Gold nicht bestimmt ist, wie schön würde es mit der Natur harmoniren, wenn es diese schönen Spinnerinnen schmückte mit dem königlichen Gewebe." —

„Bitte, erzählen Sie mir noch von der Seide" — bat die Frau zutraulich und führte den Professor nach den seidenen Sesseln zurück, in deren einen sie mit dem Gefühle des Behagens sich rauschend niederließ, als tauche sie in die seidene Fluth eines sanften, bläulichen See's ein. Voges blickte freundlich auf die schöne, hingegossene Frauengestalt.

„Nur der Orient ist die Wiege des Zarten und Weichen“ — begann er; — „Asien lieferte uns die Mittel der Wiederbelebung unseres Daseins im rauhen Abendlande, den Stoff des wahren Liebesschmuckes; von dort kamen die edlen, arabischen Pferde, die Nachtigall, der Kaffee, der Zucker, die Seide! — Einst hatte China, um sein Monopol zu sichern, die Ausführung seines Seidenwurms mit Todesstrafe bedroht, dennoch gelang es aber mit Gefahr zweien Mönchen, die Eier dieses Thieres in ausgehöhlten Stöcken nach Byzanz zu führen, von wo die Seidenwürmer später auch zu uns gelangten. Nur in friedlichen, glücklichen Zeiten, wo das Leben sich selbst in Fülle und Liebe genoß, da war die Seide die Freundin und der Schmuck des Daseins. Im dürftigen, streitsüchtigen Mittelalter war die Wolle der Luxus der Reichen, und die Leinwand deckte den frierenden Armen; die Seide verschönerte nur das Leben im glücklichen Italien. Verona's Seidenstoffe lieferten dem venetianischen Maler Giorgione und vor Allem dem Titian, das goldglänzende Gewand und Colorit, womit er die ersten Schönheiten der Welt, seine ewig unvergleichlichen „blonden Frauen“ schuf. Sie, meine theuere Frau, könnte ich mir gar nicht anders als in Seide gekleidet denken. Wie schön müßte Ihnen die ungefärbte, von der Natur so vollendete Seide stehen!“

Voges sah ihr glühend in die Augen und er glaubte an ihrem Blicke und heimlichem Lächeln zu bemerken, daß sie dachte: „Du sollst mich darin sehen!“ — Schnell fuhr er fort: „Im Verfalle spanischer und flandrischer Herrlichkeit war es der melancholische Maler Van Dyck, welcher sein schönstes Frauenbild, das er, als Ideal seiner schmerzlichen, schmachtenden und hinwelkenden Schönheit, als eine „kranke Blume“ darstellte, in weiße Seide kleidete, gleichsam in den tröstenden Schein des Mondes, und man fühlt beim Anblicke dieses Bildes, daß unter den weichen Falten des weißen Atlas das Herz sich über seine Träume und Trauer sanft beruhigt.“ —

Die Stadträthin erschien unruhig und seufzte unwillkürlich; als sie bemerkte, daß der Professor sie schärfer beobachtete, sprach sie hastig: „Weiter, weiter, es klingt so schön!“ —

„Diana von Poitiers blieb bis zum letzten Momente ihres Lebens schön; — sie besiegte die zerstörende Zeit durch die Liebe; — überall findet man in Baum und Stein die Buchstaben ihres Namens von begeisterter Hand eingegraben. An dem Regenbogen ihrer Schönheit ließ sie gütig die Irisse der flüchtigen Huldigung sich ergötzen, sie selbst aber blieb stets in demselben Gewande, das ihrer edleren Natur entsprach, schwarz und weiß und von Seide. — Heinrich der Zweite trug, um ihr zu gefallen,

die ersten seidenen Strümpfe und ein seidenes Wamms und ließ auf Wegen, Plätzen, Schloßhöfen und in den Tuilerien Maulbeerbäume pflanzen. Aber nicht die Kunst hat die Seide veredelt; darin gleicht sie der edlen Frauenschönheit, die durch künstliche Farbe und Zuthat nur verliert. Ungefärbt, im Naturzustande, steht die Seide in der innigsten Beziehung zum Weibe und der Schönheit; sie duldet nur neben sich die in der Farbe verwandten Perlen, den Bernstein und die feine Brüsseler Spitze. Das ist ein nicht prahlender, aber um so gewisser Jugend, Zauber und Sanftmuth verleihender Schmuck, der selbst den Glanz der erbleichenden Schönheit hebt; das ist das bezaubernde Geheimniß der Seide, ihre Bestimmung für die weibliche Schönheit. Sie glänzt nicht, sondern schimmert eigenthümlich in einem milden, electrischen Lichte, das mit dem Nervenfluidum des Weibes harmonirt. — Als ein lebensvolles Gewebe umschließt die Seide die lebensvolle Gestalt des Weibes. So bewunderte ich in Mittelasien das Weib des Orients im echten Kaschmir, so fein, daß der größte Shwal durch einen Ring gezogen werden kann, und darunter eine blaßgelbe Seidentunika mit magnetischem Bernsteinscheine; — so bewundere ich jede Abendländerin, die mit der Freundin weiblicher Edelnatur, der Seide, sympathisirt. Die matte Farbe der

Haut vermählt sich mit der Naturfarbe der Seide, als ob Beide durch vertrauliche, zärtliche Gewohnheit verschmolzen wären; das Gefühlsleben zieht wie ein sanfter Traum durch beide." —

„Freund!" — sprach die ungewöhnlich belebte Frau, indem sie in sinnender Zerstreutheit des Professors Hand ergriff — „und doch sagten Sie, daß das Daseinsgefühl ein Sterben sei?" —

„Ein Sterben, wenn der Mensch einsam ist; — nur in der Liebe überwindet die Natur den Schmerz ihrer nothwendigen Zerstörung." —

Die Stadträthin ergriff das vorhin aufgeschlagene Buch. Es war Hölderlin's Hyperion. — „Hier" — sagte sie — „redet Diotima zu ihrem Hyperion: „liebend wollen wir in den Fluthen der Zeit untergehen; wer einmal das Schicksal seiner Zeit empfand, daß es unaustilgbar an ihm haftet, der kann sein Leben nicht von der Zeit trennen;" — erklären Sie mir das, lieber Voges." —

„Wer das Schicksal seiner Zeit empfand, herrliche Frau, der kennt seine eigene Bestimmung. — Lassen Sie mich als Naturforscher zu Ihnen reden; — was der Dichter empfindet, das weiß der Forscher. Wir Menschen sind Blumen, welche wachsen, blühen, lieben, welken und in Staub zerfallen; in allen ihren Perioden ist die Blume Erscheinung des Augenblicks; die versäumte Blüthezeit ist ewig

verloren — aber in ihrer Asche wohnt Versöhnung; die Elemente, die Lebenskräfte sind in die göttliche Einheit zurückgeflossen, nur die Erinnerung der Blume bleibt der Mitwelt und Nachwelt; sie hat ihr Leben erfüllt, wenn sich ihre Blüthe in der Frucht erneuerte.“ —

Lurly's Hand zuckte. — „O! solche Gedanken stiegen schon in mir auf, wenn ich einsam grübelte und es mir war, als sei in meinem Leben eine Leere, eine abgerissene Blüthe; — — ich sah die Frucht der Blume und diese ging unter meiner Pflege zu neuer gleicher Blume auf; — ich dachte dabei an mich selbst, daß ich verschwinden würde von dem Schauplatze der Welt und nichts, nichts mein Bild erneuern würde; — trostloser Gedanke! — Aber klären Sie mich auf, grausamer und doch tröstender Mann! was wird aus uns, wenn die Asche verweht — wo ist das süße Gewohnheitsgefühl des Daseins?“ —

„Entbehren Sie im tiefen Schlafe das Dasein? Was wissen Sie von Sich? Haben Sie Vorstellung von Zeit und Gedanken des Schlafzustandes, wenn Sie erwachen? Im Schlafe liegen Sie am Busen der ewigen Mutter träumend; einst fließen wir in ihr allgemeines heiliges Wesen zurück, versöhnt, ohne Gegensätze und Besonderheit. Das ist das Sehnsuchtsgefühl nach dem Tode, welches Bettina von Arnim in ihrem Buche: „Günderode“ mit den

Worten ausspricht: Uebergehen in's allgemeine Göttliche ist immer schmerzlich, aber es ist Leben und dieses ist Begeisterung, ewiger Lebensfrühling der Natur!" —

„Und Sie glauben nicht an ein Bewußtsein, ein Selbstgefühl nach dem Tode?" —

„Nein" — antwortete Voges mit fester Stimme und sah sie mit stechenden Augen an. Sie erschrak nicht, blickte mit träumerischem Lächeln durch die offene Thür in das schattige Laub der Bäume und flüsterte nach kurzer Pause: „Und weßhalb leben wir? Warum lieben wir im steten Schicksale des Vergänglichen und Bestandlosen." —

Voges legte kühn seine Hand auf die ihrigen im seidenen Schooße und sie blickte ihn duldsam, sehnsüchtig, sanft erhitzt an. Seine Miene wurde theilnehmend, weich, als schaue er das Bild van Dyck's an, die schmachtende, leidende Schönheit, im seidenen Mondscheinlichte, die er vorhin geschildert hatte. Dann begann er sanft: „die Religion der Natur ist Liebe zur Schönheit; ohne diese Liebe ist das Leben ein Gerippe; in dieser Liebe wurzelt die Kunst, das lebendige Dasein. Die Natur gab ihren Geschöpfen den Trieb; im Menschen verklärte sie sich selbst zur Freiheit des Bewußtseins der Liebe. Denken Sie an die Günderode, die hier auf dem Tische zwischen Ihren Büchern liegt; — hier finden Sie die Religion des Genius, wo Lebensgenuß zum

Gebete wird, und Gott Mensch geworden ist im Geliebten. Erkenntniß ist Liebe, Freiheit ist Liebe, Humanität ist Liebe; Verschmelzen zweier Herzen ist Aussöhnung mit dem Schicksale der Zeit; die Gegensätze haben sich gefunden und vereinigt, das Leben blüht; — es zeugt neues Leben, neue Schönheit; — der Naturgeist haftet befriedigt an den Spuren der Liebe! Doch ich rede wider meine Gewohnheit mit der Sprache des Dichters, die mir von Ihnen zugehaucht wurde; — kommen Sie, herrliche Frau, lassen Sie uns unsere Unterhaltung dort bei den Insecten weiter fortsetzen, der Naturforscher ist dort verständlicher und beweisender." — Er führte die in Gedanken versunkene, ihn träumerisch anlächelnde Frau nach dem eleganten Schranke, hinter dessen Spiegelscheiben die kostbarsten ausländischen Schmetterlinge in aufgehängten Glaskasten schillerten. Sie blickte ihn stumm und mit fluthender Seele an.

„Sehen Sie, verehrte Frau," begann Voges, die Spiegelthür öffnend und auf die Insecten zeigend, — „die Liebe ist beflügelt. — Die alte Mythologie hatte vollkommen recht; — so wie das Insect zur Liebe erwacht, verräth die Natur eine ungeduldige Kraft, um zu dem geliebten Gegenstande zu fliegen; auf den Flügeln des Verlangens steigt das Insect zum Lichte empor, das innere Feuer spiegelt sich in prächtigen Farben ab, um

das Leben auf seiner Höhe zu schmücken und um zu gefallen. Die Käfer kleiden sich in Edelsteine, die Falter in Seidenglanz, und selbst aus dunklem Moose bricht im Johanniswürmchen die Liebesgluth nackt und schleierlos in funkelnden Sternen hervor. Nicht die Sonne der heißen Klimate malt diese Farben und entzündet diese Flammen, eine andere Sonne ist's, die Liebe, welche bis unter das Eis des Nordpoles eindringt und erwärmt. Oben in Sibirien schmückt sich, gleich wie im Schnee der Pyrenäengletscher, das liebende Insect mit perlgrauem Atlasmantel, besetzt mit schwarzen Sammetflecken; hoch im Grindelwalde auf kleiner rothen Alpenrose, die auf dem Schnee, wie auf einem Leichentuche zu liegen scheint, um dem Tode als letzter Schmuck zu dienen, lebt das zarte himmelblaue Insect, dessen zarte Schwingen mit seinem weißen Pulver wie Reif bestreuet erscheinen, und sein Dasein ist Liebe! — Und warum sollten sie nicht ihre Farben glänzen, ihre Feuerfunken in seliger Daseinslust sprühen lassen; sie sterben ja morgen!" —

„Ach!" — seufzte Lurly und stützte sich auf des Professors Schulter.

„Hier in Glas und Kasten, todt und steif, mahnen sie noch an das lebendige Glühen ihrer Lebenshöhe. Man muß sie sehen in den Wäldern Brasilien's und Guyana's, an den grünen, stillen Ge=

wässern, wo diese geselligen Schmetterlinge einst mit ihren geflügelten Stämmen die Ufer bedeckten, wo dieser herrliche blaue Falter in brennend heißen Stunden über den Gewässern flatterte, wo dieser weiße, große Falter hier, in seinem Kleide der Unschuld, sich über blühendem Walde wiegte, wo tausend Andere in unendlichen Regenbogen den wechselreichen Ausdruck der Liebe ausstrahlen. Ueberall Drang, zu lieben und zu gefallen! — Sie haben in Amerika gewiß die leuchtenden Träger der Liebesfackel leuchten sehen, jene Insecten, welche des Nachts durch die laue Luft fliegen oder regungslos ihren Phosphorschein aus dem kühlen Gebüsche strahlen; — die Unruhe der Leidenschaft macht ihre Fackel unruhig erzittern. Einst sah ich eine glühende Tochter des spanischen Amerika, deren Herz in leidenschaftlicher Sehnsucht den einsamen, dunklen Gang suchte, eins dieser Flammenwesen ergreifen, es als brennenden Schmuck und Opferthier auf ihren brennenden Busen legen und im Gefühle der Einsamkeit ausrufen: „hier sollst Du sterben!"

Lurly zuckte zusammen, griff wie im schreckhaften Erwachen auf den eigenen Busen und schritt fliehend aus der Eremitage in die freie Luft, als müsse sie hier sich an die Gegenwart erinnern. — Voges sah ihr ernst und fast wehmüthig nach. Dann folgte er ihr langsam und sie ließ ihn an ihrer

Seite weiterschreiten, indem sie die Richtung nach dem Hause nahm. — „Es ist so heiß heute," — sprach sie unruhig, ohne den Begleiter anzusehen; „in der Villa wird es kühler sein!" —

Sie gelangten an die große, steinerne Säulentreppe; Lurly riß eine brennendrothe Blüthe von dem nächsten Topfgewächse und steckte sie an den Busen; Voges geleitete sie mit feinem Anstande die Stufen hinauf in den Salon.

„Sie sagten gestern Abend, daß Sie ein großer Freund von Musik seien," begann sie plötzlich, als Beide in der Rotunde standen und sich schweigend anblickten — und ohne seine Antwort abzuwarten, eilte sie an das Instrument, griff mächtig in die Akkorde, ließ die Töne in rollenden Läufen durcheinander stürmen und sich dann in sanfteren Harmonien beruhigen, um von Neuem in Leidenschaft aufzubrausen. Und mit schöner, ungewöhnlich bewegter Stimme sang sie das Lied: „der Wanderer", von Fesca.

Voges hatte sich seitwärts in einen Sessel niedergelassen und beobachtete die singende Frau still und mit heißen Blicken. Gleich ihrem Gesange waren ihre Bewegungen heftig, der Busen arbeitete stark, die zarte Bläße des Gesichts war von einem fieberhaften Roth angehaucht; sie glich jenem Flammenwesen, das in unruhiger Leidenschaft sein Feuer der Liebe zitternd ausstrahlen läßt. —

Als sie geendet hatte und Voges noch still und in ihrem Anblicke versunken sitzen blieb, sprang sie vom Piano auf und rauschte mit einem erzwungenen Stolze auf die Estrade hinaus; es schien, als ob sie keine Ruhe finden könne und den Professor suche und fliehe. Er folgte zögernd und als er an ihre Seite trat, schlug sie fast bittend die großen, schwärmerischen Augen gegen ihn auf.

„Frau Stadträthin,“ — sprach er mit sanftem, edlen Tone; „es wird Zeit sein, daß ich mich verabschiede; — wir sind heute nicht zu der Bestimmung der Insecten gekommen, vielleicht gefällt es Ihnen ein anderes Mal.“ —

„Ich fühle mich erschöpft,“ antwortete sie zerstreut, „verzeihen Sie.“ —

„Ich habe gewiß zu viel gesprochen, aber ich ließ mich von der Aufmerksamkeit meiner liebenswürdigen Zuhörerin hinreißen.“ —

„O! ich möchte Sie noch länger anhören; Sie haben mir eine Welt erschlossen, vor deren erdrückender Größe ich noch betäubt stehe; Sie haben mir das Leben meiner Schmetterlinge gedeutet, das mir deren Namen fast gleichgültig geworden sind; — ein anderes Mal mehr davon, nicht wahr?“

Sie sprach dieses „nicht wahr?“ so unwillkürlich schmeichelnd und flehend, mit einem so leuchtenden Blicke, daß der Professor mit rascher Bewe-

gung ihre Hand ergriff und, des Wortes nicht mächtig, zu ihr auflächelte. Plötzlich riß sie sich von seinem Handdrucke los, spähete ängstlich umher, da ein Schritt erscholl und pflückte in der Verlegenheit eine rothe Cactusblüthe vom nebenstehenden Gewächstopfe. Sie wußte nicht, was sie damit beginnen sollte, ließ es geschehen, daß Voges sie ihrer Hand sanft entzog und sie mit den halblauten Worten: — „Hier sollst Du sterben!" in den Brustschlitz seiner Weste schob. Lurly sah es, horchte und trat zurück. Eine Magd ging vorüber; Voges verbeugte sich mit Anstand und empfahl sich; sie erwiderte fast nichts, sah ihm aber mit brennenden Blicken, an eine Steinvase gelehnt, nach. — Als sich der Professor am Gitterthor umwendete, verließ sie betroffen die Steintreppe und schritt langsam, eine im Vorübergehen abgerissene Syringendolde zerzupfend und mit niedergeschlagenen Augen, nach der Eremitage zurück. Hier blieb sie stehen, strich die blonden Locken von den Schläfen zurück und horchte wie eine Träumende auf den Lockruf einer Nachtigall im nahen Fichtengebüsche; ein leiser Seufzer erschien ihr so laut und unfreiwillig entschlüpft zu sein, daß sie furchtsam umhersah und in die Eremitage schritt. Hier blieb sie, auf die seidene Lehne eines Sessels gestützt, vor dem noch offenen Schranke weilen und versenkte ihren träumerischen

Blick in die seidenglänzende Farbenpracht der Schmetterlinge. — Nach einiger Zeit dehnte sie den edlen, zarten Körper mit schmerzlicher Ermattung und flüsterte, wie eine Träumende: — „O! welch' ein Mann!" —

Zwölftes Kapitel.

Der Besuch des Stadtrathes im Merzdorf'schen Hause war von einer verschiedenen Wirkung gewesen. Merzdorf hatte seine Tochter mit einer Art von Betäubung von sich wegstürzen sehen und hielt ihre leidenschaftliche Bewegung für einen inneren Kampf des Herzens mit dem Rechte und den Pflichten gegen den Baron; er hatte sich, nachdem er das erste Bedenken über seine Offenheit gegen Hoffmann mit dem guten Glauben an die Menschen niedergeschlagen und allmälig die vernünftigen Gründe, welche der Stadtrath ihm vorgehalten hatte, in nähere Erwägung gezogen, noch vor Mittag auf den Weg zu seinem Freunde Teiler gemacht. —

Pastor Teiler war ein großer, hagerer Mann von etwa achtundfünfzig Jahren; sein Kopf zeigte im Ausdrucke ebenso viel Ernst, Strenge und

Festigkeit, wie Milde und Güte; das große, faltenreiche, bleichgraue Gesicht war von schwarzen, tiefen, großen Augen belebt, deren ernster Blick ebenso beherrschend, wie ihr sanftes, melancholisches Leuchten vertrauenerweckend und herzlich war; sein etwas breiter, eingefallener Mund mit schmalen, dünnen Lippen wurde gewöhnlich von einer leidenden Ruhe und stillen Würde beherrscht, aber sein Lächeln war dann um so erquickender und erweckte durch seinen wehmüthigen Zug der Liebe eine schnelle Theilnahme. Ein kräftiges, dichtes, krauses, auf der etwas niedrigen, aber breiten Stirn gescheiteltes Haar hing ihm über Ohren und Nacken hinab, wodurch der magere, etwas lange Hals weniger in die Augen fiel, seine Haltung war schlaff, leidend, seine Bewegung gemessen; seine Stimme hatte einen tiefen, vollen und angenehmen Baß, der, im Ernste und in der Kanzelbegeisterung, donnernd und von wohltönender Wirkung, sich zu einem edlen Pathos steigern, aber auch in eine weiche, zu Herzen dringende, zärtliche Milde umschlagen konnte, wenn er eben zum Herzen sprach oder sein Herz sich ergoß. —

Pastor Teiler war ein ausgezeichneter Kanzelredner, voll plastischer Ruhe und Feuer im Vortrage, seine Richtung war streng lutherisch, seine Gemeinde nur klein, aber mit Liebe an ihm hängend. Sein ganzes Wesen war einfach, bescheiden,

sein Haus still und ehrbar. Ein Parterrestübchen war der Wohn- und Speiseraum für ihn und seine Tochter Bertha, ein Zimmer gegenüber war die verödete Stätte der längstverstorbenen Gattin und Mutter, in welcher aber alle ihre Möbeln und Geräthe noch so standen, wie sie es gewohnt gewesen war, und wo Teiler sich oft in der Dämmerstunde erholte und dem Andenken seiner Gattin lebte.

Eine altmodige Treppe führte auf den geräumigen Vorsaal des alten Pfarrhauses, wo Teiler seine Studirstube hatte. Ein einfaches Zimmer, mit Sopha, ein paar Tischen, einem Sessel nebst Schreibtische, Repositorien mit Büchern hinter halbgeöffneten grünen Gardinen, schlichten Stühlen, nirgend einen Luxusgegenstand, außer Pfeifen, Tabakskasten und Bildern verrathend, das war der Ort, wo der Pastor die größte Zeit seines Lebens mit Arbeit und Vorbereitung des öffentlichen Gottesdienstes verbrachte. Auf einer Console über dem Schreibtische stand ein eisernes Krucifix, über dem Sopha hingen die Bilder von Jesus und Luther, von der Wand neben dem Schreibsessel blickte das Portrait Merzdorf's freundlich auf die Arbeit des Freundes nieder. Teiler war gewöhnt, in seiner Stube stark zu rauchen und ein feiner, bitterer Rauch in der Luft, geschwärzte Wände und Gardinen gehörten mit zum behaglichen Inneren dieser bescheidenen Gelehrtenstube eines Geistlichen.

Merzdorf war gewöhnt, wenn er in das Pfarrhaus trat, von Bertha auf der Flur oder Treppe freundlich empfangen und zum Vater geleitet zu werden; heute sah er sie nicht; die Magd wies ihn mit den freundlichen Worten, daß der Herr Pastor in seiner Stube sei, die Treppe hinauf. Als er die Thür öffnete, saß Teiler, den Rücken hergekehrt, in seinem Ledersessel am Schreibtische; über seinem Haupte schwebte eine friedliche, blaue Tabakswolke; in seiner Hand hielt er lesend einen Brief.

„Wer ist da?" fragte die gutmüthige Baßstimme des Geistlichen.

„Ich bin es, lieber Teiler," antwortete Merzdorf und seine Stimme mußte dem Freunde ungewöhnlich bekümmert geklungen haben, denn dieser legte schnell den Brief nieder, zog die Brille ab und erhob sich lebhaft gegen den Eingetretenen, dessen Hand er faßte und dessen Miene er mit seinen großen, schwarzen Augen forschend beobachtete.

„Was ist Dir begegnet, Merzdorf?" fragte er weich und mit sanfter Hinführung nach dem Sopha; — „Du hast Kummer!" —

„Kummer, ja! lies diesen Brief!" Er reichte ihm die von Philipp zurückgelassenen Zeilen hin. Teiler setzte seine Brille wieder auf und las, mit zunehmender Verfinsterung seines Blickes und seiner Stirn, lange und schweigend. — Dann faltete er das Schreiben mit zögernder Bewegung zusammen,

faßte des Freundes Hand und sprach voll Wärme: „Das ist hart, das ist eine Prüfung für Dich und ihn; Gottes Rathschlüsse sind nicht mit des Menschen Verstande zu bekritteln, aber wir haben die Pflicht, nach Glauben, Pflicht und Recht dabei zu handeln!“ —

„Er ist fort, ohne Gott, ohne Liebe, ohne Beruf und ohne Geld!“ seufzte Merzdorf; — „er wird nach Steinhausen entflohen sein, zu dem teuflischen Lehrer der Gotteslästerung und des Unglaubens — dort wird er gewiß Bornemann aufsuchen und vom frivolen Geiste des Hauses vollends für die Nachfolge Gustav's reif gemacht werden.“ —

„Sage nur von dem frivolen Geiste der ganzen Stadt“ — versetzte Teiler, die Brille abziehend und die Augen sinnend schließend. — „Eben erhielt ich einen Brief von Lampadius, der mir über den Geist in Steinhausen traurige Schilderungen entwirft. — Wenn ich daran denke, was Dein Sohn mir am Montage Alles gesagt hat, dann schaudere ich vor der verruchten Entartung menschlichen Geistes und der entsetzlichen Gottlosigkeit unserer heutigen Weltweisheit. So schnell konnte die Lehre der offenbarten Wahrheit, worin ich den hoffnungsreichen Knaben und aufrichtigen Jüngling confirmirte, einem lockenden Trugbilde weichen, das sich mit dem Gewande der Wissenschaft bekleidet und den menschlichen Witz und Trotz reizt. Wie ver-

lassen und rathlos ist ein Mensch ohne positiven Glaubensgehalt, nur mit den hohlen Seifenblasen eines negirenden Verstandes ausgerüstet! — Doch, lieber Freund, noch ist nicht Alles verloren. Dein Sohn hat eine lebhafte Phantasie, aber ein gutes Herz, er wird umkehren und sich Dir reuig an die Brust werfen!"

„Die harten Erfahrungen möchte ich ihm ersparen, die beschämende Reue . . ."

„Der reuige Sünder ist Gott wohlgefällig; — die Lehre des Professors Voges kann ihn auf die Dauer nicht befriedigen; er wird Stunden der Einsamkeit haben, wo er etwas entbehrt, was ihm die naturwissenschaftliche Sinnenlehre nicht bieten kann; sein Herz wird sich nach seiner Heimath zurücksehnen, das Gespenst der Enttäuschung wird ihn in Deine Arme zurücktreiben, denn ein gutmüthiger Mensch kann ohne Frieden mit der Welt nicht glücklich sein." —

„Zurückkehren als ein Schiffbrüchiger, ohne Lebensschiff und nützliche Ladung? — Als ein Invalide aus dem Kampfe mit dem Leben und Gott, schwach und verstümmelt! — O! könnte ich ihn davor retten! Ich dachte mir seine Zukunft so schön und segensreich als Arzt! — Jetzt ohne nützlichen Beruf und Lebenszweck treibt er durch die Welt der Sünde. Was muß ich an meinen beiden Kindern seit Sonntag erleben? Es ist mir, als

wäre mit dem ersten Eintreten der Baronin von Schodeck der Engel Gottes aus meinem Hause entflohen!" —

„Nein, nein, Merzdorf — Gottes Engel weichen nicht vor den Gespenstern menschlichen Irrthumes, sie wachen über den Irrenden und begegnen ihm mit mahnendem Liebesblicke auf stillem Pfade. Aber was sagtest Du von beiden Kindern? Wie benimmt sich Margarethe?" —

„Ihre verschlossene Brust bei großer Aufregung macht mich betrübt; der Abscheu gegen den Baron ist so stark und plötzlich, daß ich immer glauben muß, es habe noch eine andere Ursache auf ihre Stimmung gewirkt, obgleich sie versichert, nur von einer Selbsttäuschung des Herzens erwacht zu sein. Der Stadtrath Hoffmann aus Steinhausen war heute Morgen bei mir." —

„Hoffmann? Darüber spricht Lampadius in seinem Briefe auch, ich kenne ihn nicht, was wollte er?" —

„Die Verlobung, die, wie er sagte, in Steinhausen eine bekannte Freudenthatsache sei, beglückwünschen. Ich konnte nicht umhin, diesen Glückwunsch abzulehnen; ein Wort lockte das andere hervor, er wollte von einer Auflösung des Verhältnisses nichts hören, bezweifelte die Möglichkeit und hat mich doch auch die Sache von einer anderen Seite auffassen gelehrt; er hat mich an die Ehre

und öffentliche Stellung des Barons gemahnt; was die Baronin durch bösen Eifer und Drohungen nicht bei mir zur Ueberzeugung bringen konnte, hat der Stadtrath durch seine sächlichen Erörterungen vermocht; er theilte mir mit, daß eine eifersüchtige Dame einen vagabondirenden Schauspieler gedungen habe, um Margarethens Herz zu beunruhigen; — freilich leugnet sie, einen solchen Menschen zu kennen; übrigens räth der Stadtrath zur Aussöhnung und gegenseitiger Aussprache der Gedanken und ich fühle, daß man dem Baron eine Rücksicht schuldig ist — er wird mit dem Stadtrathe bei mir eine Zusammenkunft haben, die jener als eine Versöhnung mit Zuversicht in Voraus betrachtet." —

Teiler war etwas unruhig geworden. — „Mit dem Stadtrathe?" — fragte er sinnend und finster; — „hm! mit diesem? — Erzähle weiter, lieber Freund." —

Merzdorf theilte dem Prediger den ganzen Inhalt seiner Unterredung mit Hoffmann mit und verleugnete seine flüchtige Besorgniß nicht, denselben zum Vertrauten und Vermittler gemacht zu haben. Nachdem Teiler aufmerksam mit halbgeschlossenen Augen und zuweilen mit dem Haupte wiegend, zugehört hatte, sprach er: „So ungleichartig mir von Anfang an die Verbindung Deiner Tochter mit dem Baron erschienen ist, so gefällt mir doch auch die Weise der plötzlichen Trennung nicht. Marga-

rethe hat durch ihr Verhältniß zu dem Manne diesem ein Recht gegeben, das Du allerdings berücksichtigen mußt. Meine Bertha stellte mir den Baron als einen Heuchler dar; ich fand, daß er auf mein gelegentliches Gespräch mit ihm über Religion mit einer großen Wärme einging, aber von den Fundamentalsätzen unseres Glaubens nur allgemeine Phrasen hatte; — ich habe nicht ohne stille Sorge dem Zeitpunkte entgegen gesehen, wo Dein Kind von seiner Hand in eine ihr fremde und zerstreuende Welt eingeführt werden würde — ich hatte schon daran gedacht, Margarethens Seele der Sorge meines Lampadius anzuvertrauen, wenn dieser gewählt und nach Steinhausen berufen werden würde. — Ich kann mir recht gut denken, daß ein junges Mädchen, mit häuslichen, einfachen Gewohnheiten, im plötzlichen, blendenden Rausche des Musikfestes von den Huldigungen eines hübschen, vornehmen Herrn geschmeichelt, in eine Stimmung gerathen kann, die sie für Liebe hält, und später inne wird, daß die Seele erwacht und widerstrebt; — des Weibes Gemüth ist wandelbar und kann nur im religiösen Gefühle und festen Glauben seiner selbst mächtig werden. Ich gestehe Dir ein, lieber Freund, daß ich der Verlobung nicht mit wahrer Freude gedenken konnte, aber Du hast Recht, der Baron darf nicht unbillig und ohne Rücksicht behandelt werden, er hat Rechenschaft über seiner

Braut Benehmen zu fordern. Dann mag sie sich reinigen von aller Täuschung, und Gott wird ihr helfen, wenn ihre Seele sich vor ihm prüft und in sich geht."

„Darum will ich morgenfrüh mit ihr das heilige Abendmahl genießen; sie hat mich vorhin verlassen, um sich in stiller Einsamkeit darauf zu präpariren. Ich bin zu Dir gekommen, um mein Herz hier zu erleichtern, und Gott wird meine Beichte gnädig zur Klarheit meiner Seele dienen lassen." —

„In Gottes Namen, Amen!" — sagte Teiler mit gefalteten Händen.

„Ich habe auch mit Hoffmann über meinen Sohn gesprochen" — fuhr Merzdorf nach einer Pause fort; — „er will ihn beobachten." —

„Hm! dieser Hoffmann?" —

„Was weißt Du von ihm? Er gilt in Steinhausen für einen angesehenen, menschenfreundlichen Mann; er verrieth mir seine Verehrung Luther's, er ist Diaconus der Jakobikirche." —

„Lies diesen Brief; er ist mir vorhin von Lamvadius zugekommen. — Ein Sodom ist Steinhausen und seine Seelsorger sind Diener der Welt!" — fiel Teiler ein, der in Glaubenssachen eine unerbittliche Strenge hatte, so mild er auch die menschlichen Schwächen beurtheilte und heilte, wenn sie keinem bösen Herzen oder Unglauben entsprangen. — „Wir haben so oft ausgerufen: die Welt liegt im

Argen, die selbstsüchtigen Interessen der Zeit haben die Gemüther von Gott und der ewigen Wahrheit abgelenkt, der Lebensgenuß ist an die Stelle der Frömmigkeit getreten! Wir haben mit Sorge das Regiment unseres früheren Cultusministers gesehen, der die Wissenschaft über die Glaubensoffenbarung, die Universität über die Kirche stellte und in dem Volke weniger, als in den vornehmen Kreisen der Reichen und Adligen, eine weltliche Richtung förderte, die kaum noch einer Kirche begegnete. Wir haben mit Trost und Hoffnung den Minister von Runenstein auftreten und den lutherischen Geist als Richtschnur unseres Staatslebens aufrufen sehen! Aber in Steinhausen sind die Zustände noch schlimmer; dort herrscht ein Geist der Frivolität, der durch freibürgerliche Einrichtungen und Wohlstand begünstigt, dem plattesten Rationalismus Haus und Brust öffnete. Der frühere Gutsherr Birnbaum, welcher eine schöne Mission darin gefunden hat, seine reichen, irdischen Mittel zur Verbreitung und Befestigung des Lutherthums und des echten christlichen Lebens zu verwenden, und, als Freund von Runenstein, gemeinschaftlich mit diesem wirkt, hat, gleichsam als stiller Missionair, seinen Wohnsitz in Steinhausen genommen und den dortigen Geheimen Cabinetsrath von Ellerburg, welcher, von unseren Minister angegangen, selbst die Nothwendigkeit einer Umkehr im Fürstenthume einsieht, willig gefunden,

mit der auf die Kirche zurückführenden Reform in unserem Königreiche gemeinschaftlich zu gehen. Er hat bewirkt, daß Lampadius, der einige Meilen von hier die kleine Stadtgemeinde zu Moordorf mit einem echt lutherischen Geiste gekräftigt hat, zur Wahlpredigt an der vakanten Bonifaciuskirche, die die größte und wohlhabendste Gemeinde repräsentirt, eingeladen wurde. Lies diesen Brief, lieber Merzdorf; er ist von Birnbaum an Lampadius gerichtet und der werthe Amtsbruder in Christo theilt ihn mir, seinem Freunde, mit." Teiler hatte nach einem Briefe auf dem Schreibtische, der unter dem vorhin niedergelegten Schreiben des Lampadius lag, gegriffen, ihn schon einige Zeit, während er sprach, in der Hand gehalten und reichte ihn jetzt dem Merzdorf dar.

Der Brief lautete:

„Mein hochehrwürdiger Herr Pastor Lampadius!"

„Es gereicht mir zur angenehmsten Befriedigung, Ihnen mittheilen zu können, daß die Hoffnung, Sie an unserer hiesigen Bonifaciuskirche als Diener des göttlichen Wortes wirksam zu sehen, seit heute immer mehr an Bestand gewinnt. Das Resultat der Wahl am vergangenen Montage, welches für Sie und den provisorischen Hülfsprediger eine Stimmengleichheit ergab, war, bei den hiesigen, obwaltenden Verhältnissen, schon ein Sieg zu nennen, da es nun in der Hand

des Consistoriums und somit unter dem Einflusse des Ministeriums liegt, die Wagschaale nach einer Seite niederschlagen zu lassen. Sie können leicht denken, daß diejenigen Personen in Steinhausen, welche seit einer Reihe von Jahren gewohnt sind, durch ihren Einfluß, ihre Meinung und Gegenseitigkeit auf die Stadt zu herrschen, Alles aufgeboten haben und noch diesen Augenblick versuchen, den Hülfsprediger Hai auf die Stelle zu drängen, und weitsichtig genug sind, zu merken, daß Ihre Berufung das Signal einer veränderten Stimmung des Ministeriums und Consistoriums ist, in Folge der sie sich von dem Rückhalte verlassen sehen, den sie seither hier oben gehabt zu haben glauben. Obgleich Ellerburg und Schuhmacher aus der Mitte des früheren patriotischen Vereins hervorgestiegen und durch den herrschenden Einfluß jener Leute zu ihrer Stellung gekommen sind, so sehen sie doch jetzt selbst ein, daß die freigeistige, sittliche Auflockerung des Lebens zu einer um so bedenklicheren Verwilderung und Frivolität führt, als der große Nachbarstaat jetzt energische Schritte thut, die positiven Glaubensstützen des christlichen Staats- und Familienlebens von aller Ueberwucherung des Verstandes und der Weltsünde zu säubern, eine Tendenz, die nicht innerhalb der Grenzen des Königreiches sich abschließen

kann, sondern an alle lutherischen Staaten appellirt.

Am Dienstage hat der Bürgermeister, der wie ich richtig beobachtet zu haben glaube, mehr unter dem Tendenzzwange seiner Freunde steht, als selbst einer Ueberzeugung folgt, den Cabinetsrath und Consistorialrath zu einem Diner eingeladen, wo die Stimmangeber der Freiheit, namentlich der Stadtrath Hoffmann, sich anstrengten, ihre Opposition gegen die Berufung eines Orthodoxen eindringlich geltend zu machen und selbst Drohungen und gewaltige Zerwürfnisse durchblicken zu lassen; die wohlhabenden Gemeindeglieder der Bonifaciuskirche, namentlich der Kaufmann und Spielkartenfabrikant Seeger, dessen Frau von ihm entflohen ist, um nicht Zeuge seiner Ausschweifungen sein zu müssen, und der Spritfabrikant Lindebohm, der den Candidaten Hai protegirt, und das untere Volk durch seinen Branntwein begeistert, haben gestern in der Gemeinde ihre Anhänger allarmirt und eine Neuwahl zur Sprache gebracht, weil Verstöße gegen die Ordnung vorgefallen sein sollen; man hat mich ziemlich kühn der Wahlumtriebe beschuldigt und mich einen Agenten der „frommen, pfäffischen Clique" genannt. Ich betrachte darin keine Beleidigung und fürchte nur, daß, wenn wirklich eine Neuwahl erreicht werden sollte, Bestechungen

stattfinden könnten, die den Hai an die erste Predigerstelle zu bringen vermöchten. Aber auch für den Fall, daß Sie, lieber Freund, mit Gott auf dem Kampfplatze siegen und zur Lehre des heiligen Wortes gerufen würden, wozu ich durch Ellerburg's Aeußerung, nicht nachgeben zu wollen, heute neue Hoffnung geschöpft habe, so wird Hai jedenfalls die zweite Predigerstelle erhalten und Ihrer Wirksamkeit eine traurige Opposition entgegensetzen, denn dieser Hai ist ein rein sinnlicher Genuß- und Gesellschaftsmensch, der mit evangelischen Lehren in hohen Phrasen liberalisirt, sie der Gesinnung und Bequemlichkeit seiner Freunde anpaßt, sich, da ihm der heilige Geist der natürlichen Begeisterung fehlt, in eine gewaltsame Redehitze auf der Kanzel versetzt, daß er wie ein leidenschaftlicher Mensch erscheint, der nur eifert, aber nicht erbauet, da er selbst keinen Glauben hat. Die Männer aber, welche hier in dem sogenannten Kleeblatt-Klub vereinigt sind, an dessen Spitze der Bürgermeister Bornemann, der Stadtrath Hoffmann und der Prediger der Jacobikirche, Wittel, ein großer L'Hombrespieler, der mit seiner kinderlosen Frau in offenem Unfrieden lebt, die herrschenden Ideen der Einwohnerschaft repräsentiren, haben einen nicht zu übersehenden großen Einfluß und halten in der beschönigenden Theorie ihrer Gesinnungslosigkeit fest zu-

sammen; zu ihnen zählen Hofleute, Adlige, Militairs, Beamte und Rentiers, und von Allen scheint mir der Stadtrath Hoffmann noch der Beste zu sein, da er in seinem Hause ein anständiges Leben führt, nicht die lockere Weise des Umgangs mit Weibern theilt, wie viele seiner Freunde, und manches Gute thut, indem sein Ehrgeiz, ein gemeinnütziger, überall unentbehrlicher Mann heißen zu wollen, ihn zu einer unermüdlichen Thätigkeit, Nothhülfe, Humanität und Opferwilligkeit treibt; so erwählt die Vorsehung auch unreine Werkzeuge, um dadurch Gutes zu schaffen! —

Da ich die Hoffnung hege, Sie, lieber Freund, hier wieder zu sehen und die schönen Abende der erbaulichen Unterhaltung neu wiederkehren zu lassen, die uns auf dem Gute so manchmal befriedigten, so theile ich Ihnen aus Steinhausen dieses Alles mit, um Sie darauf vorzubereiten, daß Sie hier einen schweren Stand, einen ziemlich ausgesetzten Vorposten des Glaubens einnehmen werden. Dazu kommt nun noch, daß Professor Voges, den Minister Runenstein mit Fug und Recht entfernte, um die Verleugnung der christlichen Religion nicht ferner unter naturwissenschaftlichem Namen öffentlich lehren zu lassen, seinen Aufenthalt in Steinhausen genommen hat, vom Kaufmann Seeger als Ehrengast aufgenommen ist, im Kleeblatt-Klub Reden gehalten und

die Idee eines neuen Freimaurer- oder Illuminatenordens aufgestellt haben soll, der, so weit ich gerüchtweise erfuhr, alle Vorurtheile, natürlich auch den christlichen Glauben, bekämpfen und Menschenglück durch vernünftige Auffassung der Wirklichkeit begründen will. Käme dieser Verein zu Stande, so würde er auch gegen Sie in die Schranken treten; das wollte ich Ihnen wenigstens andeuten und daneben bemerken, daß auch Geistliche, wie Wittel und Hai, einer Versammlung heute Nachmittag beigewohnt haben, die Stadtrath Hoffmann, welcher für alles Neue, namentlich was die Association für eine Idee betrifft, leicht entbrennt, zur Vorbereitung des neuen Ordens, im Klubgarten zum Kleeblatt, mit dem Professor abgehalten hat. Die Zeit ist zu kurz, um Ihnen, lieber Freund, Bestimmteres und Ausführlicheres mitzutheilen; Gott erfülle meinen Wunsch, Sie hier als Verkündiger seiner Offenbarung vor eine Gemeinde zu führen, die unter dem todten Christennamen die Welt des Heidenthums verwirklicht. Sie sind der rechte Mann dazu; — mir, dem weltlichen Diener Gottes, liegt es ob, durch guten Eifer, That und Liebe für ihn zu zeugen!" —

Steinhausen. Mittwoch d. 30. Mai.

Ihr getreuer Birnbaum.

Merzdorf hatte den Brief, welcher das gestrige Datum trug, mit zunehmender bekümmerter Miene

gelesen; er hielt ihn noch gedankenvoll in den Händen, als er niederblickend den Worten Teiler's zuhörte, der begann: „Du siehst, Freund, es thut Noth, daß die Streiter Gottes sich sammeln, um das moderne Heidenthum zu bekämpfen; ich habe heute Morgen, als ich diesen Brief las, den Gedanken aufgefaßt, ob es nicht an der Zeit sei, ebenfalls einen Verein zu stiften, einen Kleeblattbund, dessen heilige Zahl drei, im Geiste der Dreieinigkeit, auf Glauben, Liebe und Hoffnung gegründet ist!" —

Daß Merzdorf mit seinen Gedanken an anderen Gegenständen haften geblieben war, gab er durch die halblauten Worte zu verstehen: „Und dahin soll ich meine Tochter geben? Und zu ihm floh mein Sohn? Und der Stadtrath ist ein solcher Mann?" — Plötzlich richtete er den Kopf auf und fuhr fort: „Aber Herr Birnbaum nennt ihn doch einen nützlichen Mann, der als Vermittler, wenn auch aus Ehrgeiz, viel Gutes stifte!" —

„Du denkst an Das, was Dir für den Augenblick am Nächsten liegt, — nun ja, Freund, mag es sein, wir wollen dem Stadtrathe glauben; der Baron muß sein Recht haben und Margarethe sich klar werden; und versöhnen sich die Herzen, nun, so ist es Gottes Wille und ich fürchte für Dein Kind nichts, denn wer den Himmel in sich trägt, kann dreist vor der Hölle wohnen, und wenn Lam-

padius dort in Steinhausen ist, so hat sie einen Hort. Laß die Verlobten mit sich selbst abrechnen; — bleibt Margarethe in ihrer so plötzlichen Abneigung, so ist es eine Einmischung der göttlichen Vorsehung, die wir in Ehrfurcht anerkennen müssen. Ich werde Margarethen morgen früh vor der Communion eindringlich in's Herz reden." —

„Und Philipp!" seufzte Merzdorf, die Augen, wie in einem Stoßgebete, emporschlagend. — „Dafür muß etwas geschehen, so schnell als möglich; — er wird in Steinhausen in der Nähe des Professors moralisch verdorben; ich habe in meiner Noth den Stadtrath gebeten, sich nach ihm zu erkundigen." —

„Schreibe an Deinen Schwager, daß er ihn zur Rückkehr ermahnt; — wissen wir erst, daß er wirklich dort ist, so will ich ihn schriftlich an seine Pflicht erinnern; — der Leichtsinnige hat auch Thränen in mein Haus gebracht." —

Merzdorf sah dem Prediger in die schwarzen, sinnigen Augen und gab ihm durch ein schmerzliches Lächeln kund, daß er ihn verstehe. „Ach!" sprach er, „wir dachten uns die Zukunft so schön und friedlich; die offene Neigung der Kinder, welche in eine natürliche Vertraulichkeit und eine gegenseitig stille Wärme überging, schien Beider Schicksale bereits bestimmt zu haben; noch am Sonntage Abend suchten sich ihre Augen wie

Magnete, die sich abstießen und anzogen zu gleicher Zeit; — ich dachte mir, wenn Philipp hier ein nützlicher Arzt geworden sei, würde er sein Jugendbild nicht entbehren mögen und mir an Margarethens Stelle eine zweite Tochter in das Haus führen und nun —"

„Gott lenkt!" — fiel Teiler ein, des Freundes Hand fassend; — „ja, meine Bertha liebt Deinen Philipp, das beweist mir ihr verschlossener Schmerz seit Montag, wo er hier meinen und ihren Glauben, unser Kostbarstes, mit höhnendem Verstandeswitze und frivoler Laune bespöttelte. — Eben daß sie still und einsam ist, ihren Schmerz vor mir verbirgt, daß ihr Herz zum ersten Male unwahr gegen mich ist und sich gleichgültig abgekühlt stellt, das beweiset mir, wie sie leidet, wie sie einen Geliebten heimlich beweint." —

„Teiler! Wenn sie ihn retten könnte, wenn sie ihm nicht auswiche, ihn reuig an ihr Herz und damit zu Gott zurückführte!"

Der Pastor sah dem Freunde wehmüthig in die von dem eben ausgesprochenen Gedanken lebhaft aufleuchtenden, blauen Augen. Und mit unendlich weicher, zu Herzen dringender Stimme sprach er langsam: — „Merzdorf! Die Liebe ist eine Gewalt, die des Menschen Verstand weder ergründen, noch als Dienerin bestellen kann; sie kommt, wie das Morgenroth, sanft und dämmernd, sie geht auf,

wie die Sonne in Gluth und Leben, und leuchtet in alle Tiefen und alles Thun; sie sinkt oft am Horizonte mit dem Abendrothe des Lebens friedlich nieder und geht jenseits des Erdenrandes wieder auf; aber sie tritt auch oft hinter finsteres Gewölk und wirft Schatten in das Leben, ihr Licht ist kalt und grau, und dennoch begleitet sie das Herz bis zum Abend und tröstet es auch in der freudelosen Umwölkung! — Die Liebe ist unbesiegbar, aber auch nicht folgsam dem Worte des Rathes; sowie die Liebe das Kind von den Eltern fortreißt und mit innerem Drange, wie die Magnetnadel gegen Norden, nach einer Richtung forttreibt, so zeigt sie auch nach der rechten Himmelsgegend, wenn sie die echte Liebe ist, die Gottes Gnade verherrlicht. Diese Liebe erfordert nicht Genuß oder Besitz oder Gewinn, sondern nur das Glück und die Seligkeit des Anderen, und sie ruhet nicht, sie behütet, sie wirkt durch höhere Gewalt, sie zieht an und trotzt jeglicher Schranke. Wenn Bertha dieser Liebe fähig ist, dann wird er durch sie in seine wahre Heimath zurückgeführt werden! Mir bleibt nichts übrig, als stiller Beobachter zu sein und, wo es Noth thut, das trostbedürftige Herz auf Gott zu zeigen." —

„Glaube mir, er ist von gutem Herzen." —

„Ein gutmüthiges Herz hat er und ein solches ist am Leichtesten der Verführung ausgesetzt, wenn

es den einzig sicheren Kompas, den Glauben an Gott und Christus verloren hat. Aber ich halte ihn nicht für verloren, Dein Sohn ist von Irrthum umfangen, der wie ein goldenes Netz, mit lockenden Seifenblasen menschlicher Wissenschaft, sein empfängliches Temperament umsponnen hat. Ich kann es mir nicht denken, daß er die Eindrücke meines Religionsunterrichts und meines Segens bei der Confirmation so völlig verwischt haben sollte." —

„Er hat kein Geld mitgenommen; er wird Schulden machen und dem Wucher verfallen; — ach! seine Reden waren heute morgen entsetzlich, er glaubt nicht an Gott, an Unsterblichkeit." —

„Lieber Freund; alle solche Verneinungen der Wahrheit vernichten sich durch ihre eigenen Consequenzen selbst; — daß Philipp das positive Böse in sich aufgenommen habe, glaube ich nicht; er gefällt sich, wie die Jugend überhaupt, wenn sie von neuen, der Freiheit und Weltlust huldigenden Lehren begeistert wird, im Widerspruche gegen das Alte und Bestehende, namentlich wenn es Gesetze sind. — Er erschien mir am Montage wie ein muthwilliger Student, der Warnungstafeln abreißt und Kirchenfenster zertrümmert. Vielleicht hat die Vorsehung es bei seiner Natur für gut gehalten, ihn durch Nacht und Erfahrungen zum Lichte zu führen; — hoffen wir!" —

„Ich habe einen stillen Gedanken, welcher mich

quält; — die Partei, die er gegen seine Schwester zu Gunsten des Barons nimmt, hat ihn am Montage Abends mit der Baronin schnell befreundet; ich erfuhr, daß er dort einige Mal gewesen ist; in seinem Zimmer fand ich eine Zeichnung, unter die er die Worte geschrieben hatte: „Dieses herrliche Bild der Weisheit skizzirte die geistreiche Philosophin Marie von Schodeck." — Wenn jenes seltsame, scharfzüngige Mädchen, das am Sonntage mit satyrischer Lust ihres Bruders Liebe belächelte und meiner Tochter Herz bedrückte, die teuflische Lust empfinden sollte, den leicht erregten Philipp wie eine heidnische Zauberin zu fesseln, um ihn um seinen Gott zu bringen? Seit mein Sohn dort war, redete er kühner über seine Ansichten und Pläne."

„Obgleich ich jene Leute für Gottlos verirrte Menschen halten muß, so wollen wir doch nicht ungerecht urtheilen. Das nähere Verhältniß, in welches die Frau von Schodeck zu Deinem Hause getreten ist, und die Weise, wie sich Mutter und Tochter am Sonntage bei Dir benommen haben, was mir schon Bertha mittheilte, erweckte Interesse, mehr über jene Leute zu erfahren; zufällig sprach ich gestern auf dem Wege den Prediger der Vorstadt, in welche das neue Stadtviertel der entfernten Promenade, wo die vornehmen Einwohner sich niedergelassen haben, einstweilen eingepfarrt ist. Er beklagte sich, daß seine Kirche leer sei und der vor-

nehme Theil seiner Gemeinde ein rücksichtsloses Leben führe; ich fragte nach der Baronin und er theilte mir mit, daß sie eine Verschwenderin des Vermögens ihres Mannes sei, bedeutende Schulden mache und von jeher einen unsittlichen Umgang mit Männern gepflogen habe, deren Galanterie sie mit ihrem Luxus und Gelde erwidere — wie auch gegenwärtig ein pensionirter Major von Stolpen den Cavalierdienst bei ihr übernommen hat."

„O! und diese Frau soll meines Kindes Mutterstelle vertreten?" — seufzte Merzdorf, — „ha! nun wird mir Margarethens Benehmen plötzlich klar — das hat sie erfahren und aus Mädchengefühl nicht eingestehen mögen." —

„Die Baronin weiß ihre Schattenseiten mit großer Gewandtheit und Weltkenntniß durch den Glanz ihres vornehmen Lebens und feiner Anstandsetiquette zu verstecken; — sie ist immer die beliebte Frau der Salons. Ob ihre Tochter selbst das Leben der Mutter kennt, möchte ich nach den Andeutungen meines vorstädtischen Collegen bezweifeln. Das Fräulein soll, wie man sagt, behaglich in den Tag hineinleben, nicht fragen, wozu man lebt, wovon und wie lange, sondern nur mit Literatur, Musik, Malerei, Theater und ironischer Laune ihren Geist beschäftigen und die Langeweile tödten; man hat sie noch nie, gleich der Mutter, in einer Kirche erblickt, dabei aber soll sie sich das ver=

schwenderische Leben gefallen lassen, ohne jedoch selbst danach zu verlangen; sie lebt mehr einsam, wie eine Gelehrte, bespöttelt die Männer, Niemand weiß, daß sie ein unsittliches Beispiel ihrer Mutter nachgeahmt hätte; sie gilt bei der Dienerschaft für vergrillt, launig, stolz, bald scharf und verschlossen, bald muthwillig satyrisch.“ —

„Hm! Wer vermag so genau in das fürstliche Palais der Baronin hineinzublicken? In solchen Häusern ist's wie im Theater; jeder Fremde wird nach Umständen und Klugheit mit Scene, Kostüm und Spiel empfangen und entlassen; er sieht nur, was er sehen sollte.“

„Und doch können solche Menschen nicht die Gehülfen und Garderobisten entbehren, welche hinter ihren Coulissen und bei ihrer Toilette stehen; — die Kammerjungfer der Baronin ist eine Freundin von der Haushälterin des Predigers; — sie hat erzählt und bereits so viel Französisch verleugnet, um die Baronin zu verstehen, wenn sie ihre Freunde oder Tochter französisch anredet. Ich wollte nur so viel sagen, lieber Merzdorf, wenn die Verlobung nicht vor Gott und Welt Bestand hat, so bleibt Dein Haus von mancherlei Gefahr frei — und ich fürchte nicht des Fräuleins Grillen.“ —

„Barmherziger Gott! und meine Tochter sollte ich überreden? Nein! sie mag selbst ihrem Gefühle folgen; sage ihr das, Teiler, wenn sie zur Beichte

geht; — wenn wir morgen am Tische des Herrn unsere Gemeinschaft mit unseren Heilande und Erlöser neu gestärkt haben, dann werde ich auf dem Heimgange vom Altare zu ihr sprechen: „Handle nach Deiner Empfindung, es soll mir Alles recht sein, in Gottes Namen!" —

„Amen!" — fügte Teiler mit sanfter Stimme hinzu.

Die stumme Pause wurde durch das Eintreten der Magd unterbrochen, welche bestellte: „Herr Pastor, die Madame Seeger ist eben hier gewesen, sie will, weil Sie nicht allein waren, in einer Viertelstunde wiederkommen." — Teiler nickte der sich zurückziehenden Magd beistimmend zu und hielt den aufstehenden Freund bei der Hand nieder. — „Du könntest mir einen Rath ertheilen," — sagte er; „die gute Frau, die ich einst confirmirt und mit Gottes Segen copulirt habe, will nicht wieder zu ihrem Manne zurück; — sie redet von Ehescheidung und ihre Mutter fordert dieselbe; — ich kann nur auf Versöhnung beider Gatten dringen, aber ohne eine Buße und Bürgschaft von Seiten des Mannes kann ich das arme, unglückliche Weib nicht in das ungewisse Elend heimschicken. Du kennst Seeger in Steinhausen." —

„Seine Frau ist wieder hier! Seit wann? Ich sah ihn am Montage Nachmittags an der Bahnhofspost."

„Er war hier, um seine Frau unter Zärtlichkeit

und Drohung mit heimzunehmen, aber sie weigerte sich. — Gestern vor acht Tagen war sie, als ihr Mann den Ballettänzerinnen ein Abendessen in einem bei der Stadt liegenden Lusthölzchen gegeben hatte, in Schmerz und Unmuth aus ihrem Leidenshause aufgebrochen, um bei ihrer Mutter und mir das gekränkte Herz zu erleichtern und uns den Entschluß ihres einsamen Sinnens zu eröffnen, daß sie nicht wieder zu dem treulosen Ehemanne zurückkehren werde. Am Sonnabend Abend ist er hier eingetroffen, hat im Gasthofe logirt und am Montage bis Nachmittag alle Lock- und Drohmittel, zur Vermeidung eines Éclats, vergebens versucht, um die gekränkte Frau zur Mitreise zu bestimmen; er hat sie von Neuem verletzt und über ihr Schicksal nicht zweifelhaft bleiben lassen, daß er nicht von seinem Vergehen und seiner Buße, sondern nur davon geredet hat, wie sie keinen Eclat machen, den Leuten nichts zu klatschen geben und still im Hause nach Belieben und Vergnügen leben möge; ich redete ihr vorgestern zu, mit Muth und starkem Pflichtgefühle den Bruch der Ehe vor Gott nicht auch ihrerseits vor der Welt zu vollenden, sondern auszuharren und, dem Eheschwure treu, zu versuchen, den Mann durch ihre Beständigkeit zu beschämen und an die heilige Stätte des häuslichen Herdes zurückzuziehen, aber sie antwortete mir, daß sie keines Mannes Vertraute und heimliche Magd sein könne, der mit

anderen, leichten Weibern buhle, und daß, wenn Gott ihr Kind habe leben lassen, sie sich diesem in Mutterpflichten geopfert haben würde, jetzt aber nicht länger mit verhöhntem Schmerze und von der Stadt belächelt, unter dem Dache eines Mannes aushalten könne, der mit Tänzerinnen und Schauspielerinnen schwärme, der italienischen Sängerin nachlaufe, theuere Geschenke vergeude und öffentlich, wie ein überspannter Jüngling, seine zarten Huldigungen an Götzen seiner Sinnlichkeit richte, während das gedemüthigte Eheweib, in Ehre und Liebe gekränkt, im Hause Thränen vergieße und sich vor den Blicken ihrer eigenen Magd schäme." —

„Und ein solcher Mann genießt öffentliches Ansehen und Vertrauen? Ein solcher Mann führt im Munde seiner Freunde und Mitbürger den Titel eines Ehrenmannes? Er ist Freund der einflußreichsten Leute, creditirter Geschäftsmann, bei ihm logirt der Professor Voges?" rief Merzdorf aus, dessen sittliche Natur durch Nichts leichter, als durch eine erlogene Ehrenhaftigkeit und den Schein des Guten empört werden konnte. — „Lieber wollte ich einem Bettler die Hand reichen, oder einen von der Welt Verachteten als Sohn annehmen, wenn er nur in seiner Brust echte Ehre und eine reine Gesinnung trägt! Und diesen Seeger nennt der Professor Voges seinen Freund? Und es gehen noch Leute von Anstand mit ihm um?" —

„Leider, bester Merzdorf, fragen die heutigen, tonangebenden Weltmenschen nicht nach der echten Ehre, welche aus dem sittlichen Ernste des Glaubens und der Gesinnung hervorsprießt, wenn sie Freunde suchen; — nur Derjenige ist ihr Freund und ihrer Freundschaft werth, welcher ihren eigenen Sünden schmeichelt, ihre Leidenschaften theilt und beschönigt, ihrem Ehrgeize und Eigennutze durch äußeres Scheinen, Einfluß, Ansehen und irdische Mittel genügt. Deshalb heißen Bösewichter: Ehrenmänner; Verbrecher am Nächsten: humane Leute; Gottesleugner sind Weltweise und Verständige! Darum ist es hohe Zeit, daß Gottes Regiment wieder zu Ehren kommt und die Kirche nicht länger ruhig zusieht. Und gerade in Steinhausen soll der böse Geist den Mantel der Ehre und Bildung tragen und leider wird auch das fromme, in Wahrheit erzogene Gemüth in solcher Atmosphäre unvermerkt vergiftet und zum Kränkeln in der Seele gebracht; das habe ich an der Frau Seeger still bemerkt, welche nicht mehr das feste Glaubensvertrauen bewahrt hat, das sie einst als Mädchen hatte und ich jetzt wieder frisch zu stärken beflissen bin. Um fest nnd friedlich in Gott zu bleiben, dazu gehört der Umgang und die Gemeinschaft mit den Genossen des Glaubens!“ —

„Und mein Kind sollte ich dort in das Sodom ziehen lassen?“ —

„Ich hoffe viel auf Birnbaum's und meines Lampadius Mission in Steinhausen; der armen Seeger fehlte ein geistlicher Trost und Beistand; der Gehülfsprediger Hai, der Spiel- und Zechbruder des Mannes, hat sich in ihr stilles Asyl gedrängt, um sie mit dem Gatten zu versöhnen, indem er ihr ausgeklügelte Phrasen für Sittenlehren darbot und den frivolen Geist der religiösen Falschmünzerei in tröstliche oder ermunternde Worte kleidete; — sie hat ihn im sittlichen Ekel von sich gewiesen und darauf ist ein gewisser Wittel, von dem auch Birnbaum in seinem Briefe an Lampadius berichtet, als Hausfreund zu ihr getreten, um sie neben Beschönigung des Mannes, für eine duldsamere, freiere Lebensauffassung zu erziehen, wobei er ihren strengen Grundsatz des ehelichen Verhältnisses und die strenge Beurtheilung des Lebens als eine beschränkende Folge orthodoxer, blindgläubiger Religionserziehung gedeutet und mich, den Seelsorger des einstigen Mädchens, einen engherzigen Frömmler genannt hat. — O! allgütiger Gott! was soll aus Denen werden, die auf Deinen dreieinigen Namen getauft sind, wenn solche Geistliche sich Deiner Kirche Diener nennen und dabei Deines Namens falsche Zeugen sind!" —

„Und jene Leute wollen einen sittlichen Verein stiften?" —

„Wo sie Karten spielen und, süßen Weines voll,

ihr Wohlbehagen für Menschenliebe halten und Sittenlosigkeit Freiheit nennen! — Liefert doch Seeger die Karten, das Spielzeug des Teufels, dazu; ein ebenso trauriger Erwerbszweig, wie die Production des Branntweins, dieses Sitten- und Lebensverpesters!" — Teiler war eifrig und unduldsam geworden, denn es betraf den Kern seines Daseins und Wirkens, den Glauben und die Wahrheit. —

„Du wolltest einen Rath von mir wissen?" hub Merzdorf aufhorchend an, da er Schritte auf der Treppe zu hören glaubte.

„Du weißt, lieber Freund" — erwiderte Teiler, der in seine ruhigere, sanfte Weise zurückgekehrt war, — „daß eine Ehescheidung, wie Seeger fordert, gegen meine Ansicht ist; nehme ich den gekränkten Engel von einem Sünder weg, so überlasse ich letzteren dem Bösen ganz; des Engels Beruf ist aber, auch unter kränkender Zurückweisung duldsam am Werke der Rettung zu arbeiten; der Anblick des leidenden Weibes wird den verirrten Mann beschämen, zügeln, ihre Thränen werden unvermerkt in sein Gemüth fallen, ihr Ausdauern wird ihm den Gedanken abzwingen, daß doch in dem Weibe, das er einst liebte und vor Gott seiner Treue versicherte, eine Kraft lebe, die er achten müsse. — Das Eheband wird ihn abhalten, weitere Ausschweifungen zu begehen. — Wenn ich nun

den Mann zu bessern und zu retten suchte durch seine Gattin? Darum gedenke ich, die unglückliche Frau durch den Glauben zu stärken, ihren Muth durch Vertrauen auf Gott und das Gefühl einer Mission ihres Lebens zu erwecken, damit sie aushalte, behüte, rette durch die Macht einer versöhnenden Liebe. Und wenn Lampadius nach Steinhausen kommt, dann hat sie einen Schutz und Beistand im Glauben und Leben. Der Bote Gottes mag er in Gestalt eines Weibes, oder Kindes, oder ernsten Mannes auftreten, soll seinen Platz nie verlassen, sondern ausharren, wohin er gestellt ist."

„Und was wünschest Du von mir?" —

„Zunächst Deine Meinung, lieber Merzdorf, in weltlichen, praktischen Dingen, worin Du, wenn es das Beste fremder Leute betrifft, einen festen, ruhigen Blick hast. Seeger war am Montage hier, um seine Frau zu reclamiren; — als sie sich standhaft weigerte, hat er ihr und ihrer Mutter erklärt, daß er eine Ehescheidung gerichtlich beantragen, seine Gattin der böslichen Verlassung anklagen und nach den bestehenden Gesetzen im Fürstenthume, auf ihr als Heirathsgut mitgebrachtes Vermögen gerechte Ansprüche machen werde. Auf seiner Schwiegermutter ärgerliche Einsprache, daß sie seine Untreue und liederliche Verschwendung zum Anklagepunkte erheben wolle, hat er laut aufgelacht und geantwortet: „Ha! da müßten wir nicht in Steinhausen

verständige Richter und gute Freunde haben! — Ich werde Ihrer Anklage zuvorkommen!" — Da ich nun diese Ehescheidung verhindern möchte, die empörte Frau aber noch nicht den religiösen Muth gefaßt hat, die Mission des Engels in dem Hause des verirrten Gatten zu übernehmen, so könnte Seeger, der wirklich Lust haben soll, eine Sängerin zu heirathen, meinen geistlichen Bemühungen bei der Frau zuvorkommen, seine Freunde und Richter zum raschen Handeln treiben, so lange noch das Gefühl der Empörung bei Frau und Mutter obwaltet, und meine guten Pläne zerstören. Was meinst Du, könnte man sich Deinem Schwager, dem Bürgermeister Bornemann, der doch Jurist ist, anvertrauen?" —

„Nein, nein!" versetzte Merzdorf so eifrig, daß Teiler seine großen, schwarzen Augen erwartungsvoll auf ihn richtete.

„Wir haben nicht darüber gesprochen, aus welchem Grunde ich, trotz der geschehenen Aussöhnung im vergangenen Herbste, nicht wieder seiner Einladung gefolgt bin und er mich nicht besucht hat" — fuhr Merzdorf vertraulich fort; — „was ich in den wenigen Tagen, die ich bei ihm während des Musikfestes verlebte, nicht bemerken sollte, aber leider vermuthen mußte, habe ich bald nachher bestätigt gefunden; — was man, wie ich höre, in Steinhausen allgemein weiß, aber nicht wissen will, darf ich

Dir sagen, wenn ich auch gegen jeden Andern gern schweige. — Meine arme, in Weltsinn gefallene Schwester hatte schon bei Lebzeiten eine Nebenbuhlerin, eine gewisse Demoiselle Bolte, die, mit allen Eigenschaften einer sinnlichen Erscheinung ausgestattet, früher in einem Hôtel das Kochen lernte, von meinem Schwager als Hausmamsell engagirt, sehr bald seine Vertraute wurde und nach meiner Schwester Tode völlig in Gattinnenrechte eintrat, ohne kirchlichen Segen. Als ich im Herbste dort war, fand ich eine corpulent gewordene, schwarzäugige Dame, die sich aber stets fern hielt und weder mit mir, noch meiner Tochter in nähere Berührung kam, jedoch von der Dienerschaft ebenso respectvoll, wie von den Freunden meines Schwagers cordial behandelt wurde. Daß in einem solchen Hause der Sohn Gustav verdorben werden mußte, begreife ich jetzt, und ich bedauere ihn mehr, als ich ihn verachtete, — aber wenn der Bürgermeister ein solches öffentliches Beispiel giebt, was sollen seine ersten Bürger thun? Willst Du irgend etwas gegen Seeger ausrichten, dann glaube ich, daß es durch Ellerburg oder Birnbaum sein muß." —

„Birnbaum hat auf die Bürger dieser Art wol gar keinen Einfluß; wie mir Lampadius schreibt, hat jener seine Wirkung auf die Wahl größtentheils durch den Mittelstand und die Beamten erzielt; ersterem ist er ein materieller Helfer in Augenblicken

der Noth geworden; ich kenne weder Birnbaum genauer, noch Ellerburg und darf dem geheimen Cabinetsrathe mit solchen Privatanliegen nicht direct kommen — und doch nöthigen mich die Umstände, dort eine ehrliche Person zu suchen, die Einfluß hat. Wäre der Baron von Schodeck der Vertrauensmann Deiner Margarethe geblieben, so hätte er ..." Teiler unterbrach sich selbst, da die Magd wieder erschien und meldete, daß Madame Seeger schon seit einiger Zeit unten in der Stube warte, da sie gehört habe, daß Herr Merzdorf noch hier sei.

Merzdorf stand sogleich auf und reichte dem Pastor die Hand zum Abschiede. — „Es ist mir" — sagte Teiler zögernd, — „als wäre es gut, wenn Du bliebest und die Frau kennen lerntest, die Dir als junges Mädchen und Braut noch erinnerlich ist; — ich möchte Dich bitten, etwas für sie zu thun, was der Geistliche nicht kann, und weiß doch nicht, worum ich Dich bitten möchte."

„Sie wird allein mit Dir reden wollen, ein bedrängtes Herz liebt die Zeugen seines Schmerzes nicht; ich bin gern bereit, Dir und der unglücklichen Frau zu dienen; rede mit ihr, was ich thun kann, das ihr selbst genehm ist." —

„Ich komme heute Nachmittag zu Dir" — versetzte Teiler nach kurzem Sinnen. —

„Und morgen früh treffen wir uns am Tische

des Herrn — dann wollen wir später mit Gott weiter reden" — sagte Merzdorf.

Teiler begleitete den Freund die Treppe hinab, entließ ihn auf der Hausflur mit herzlichem Händedruck und trat rechts in die Stube seiner seligen Frau, wo die Madame Seeger im Hintergrunde saß und beim Eintritte des Predigers, aus stiller Reflexion erwachend, auf ihn zueilte und seine Hand ergriff: „Bester Freund!" — sprach sie mit der Lebhaftigkeit eines plötzlichen Sicherheitsgefühls im Anblicke des würdigen, sie mit sanfter Theilnahme nach dem Sopha führenden Mannes, — „ach! ich muß Sie so oft mit meinem Schmerze belästigen!" —Teiler setzte sich auf einen Stuhl ihr gegenüber, schlug die Augen gegen das Portrait seiner verstorbenen Gattin auf, das über dem Sopha von der Wand niedersah, und erwiderte in seinem zu Herzen dringenden Tone: „Ist es nicht mein Amt, für die Seele zu sorgen und Frieden zu bringen? Was ist's, das Sie heute so erregt? Ihre Seele ist unruhig, wie Ihr Blick."

„Lesen Sie diesen Brief" — sprach sie, ein offenes Schreiben hervorziehend. Teiler nahm es, und da er seine Brille nicht mitgebracht hatte, mußte er es weit von den Augen gegen das Licht halten; während er las, betrachtete sie ihn mit aufmerksamer Spannung.

Madame Seeger war die Tochter der Kauf-

mannswittwe Müldener, welche in der Residenzstadt vor dem Nordthore auf einem Garten wohnte, den ihr Mann bei Lebzeiten zu ihrem sorgenfreien Wittwensitze bestimmt hatte; obgleich einer anderen Gemeinde angehörend, war sie doch eine fleißige Besucherin der Dreifaltigkeitskirche und hatte auch ihre einzige Tochter von Teiler confirmiren und copuliren lassen. Elvira Seeger, geborene Müldener, trug auch heute noch die Spuren der Mädchenschönheit an sich, freilich von Kummer und mancherlei Gemüthsbewegungen in einen schnellen Uebergang des Welkens geführt; das blasse, leidende Gesicht mit braunen, großen Augen und einem lieblichen, feinen Munde, dessen einst muthwilliger Zug des Mädchenfrohsinns jetzt in ein zweifelhaftes, bald bitteres, bald ängstliches Lächeln übergegangen war, röthete sich nur noch in der Aufregung des Gefühls der Kränkung; das schöne braune Haar, einst mit eitler Jugendlust als üppiger Naturschmuck in zierliche Flechten, Locken und Wellen geordnet, lag jetzt schlicht über die Schläfen gestrichen und verbarg seine Fülle unter dem Seidenhute; die zarte, nervöse Gestalt, einst schlank und voll, war schlaff und von kränklichem Ansehen; dabei aber war die sonstige, dem Geschmacke und weiblichen Sinne angepaßte Toilette einer zwar wohlhäbigen, aber geschmackvollen Einfachheit gewichen.

Teiler hatte den Brief lange und mit großer

Aufmerksamkeit gelesen und die Frau ihn unverwandt angeschaut. Der Brief aber lautete:

„„Meine beste Elvira! Sie haben einen Schritt gethan, den ich, als Ihre getreue Freundin und Leidensgefährtin, Ihrem beleidigten Herzen gern verzeihe, der mich aber dennoch mit Schmerz und Sorge erfüllt. Ich könnte über Sie zürnen, daß Sie mir einen Entschluß, der doch schon längere Zeit in Ihrem Inneren vorbereitet gewesen und Ihnen schwere Kämpfe gekostet haben muß, verheimlichen konnten, aber ich will mich in Ihre Lage versetzen, wo man Alles, was einen selbst betrifft, anders als das theilnehmende Herz auffaßt, das ja immer noch den Muth der eigenen Gefahrlosigkeit behält. Ich begreife recht wohl, daß Ihre gute Mutter, von dem Unglücke und Anblicke ihrer Tochter zum höchsten Unwillen gereizt, die dauernde Trennung von einem Manne fordert, der, Gott sei es geklagt, bei so vielen angenehmen Eigenschaften, ein zu sanguinisches Temperament und zu wenig Achtung vor dem Guten und Schicklichen hat, um seiner Eitelkeit und sinnlichen Schwäche den Ernst des Charakters und Pflichtgefühls entgegen zu setzen. Ich weiß, was Sie ausgestanden haben, welche Kränkung eine Gattin empfindet, die den leichtsinnigen Mann gemeinen Buhlerinnen nachlaufen sieht, welchen Abscheu sie empfinden muß, wenn er sie

mit seinen unreinen, entweihten Zärtlichkeiten beschwichtigen und in ihrem Glauben an ihn täuschen will. — Aber, gute Elvira — ist des Weibes Schicksal nicht dulden, ausharren und wo möglich durch sanfte Tugend retten? Ist das Leben des Weibes etwas anderes, als ein Opfer der Liebe und Geduld? Es muß die Vorsehung ihre Zwecke dabei haben, daß sie das Glück und Unglück eines Weibes abhängig macht von dem Charakter, den guten und bösen Eigenschaften eines Mannes, an den sie uns in der Betäubung der Liebe kettet und dem wir angehören sollen, auch wenn wir aus dem Traume erwachen, wenn er unsere Liebe kränkt, unsere Ehre beschämt, unseren Frieden zerstört! O! die Tyrannen sind so grausam, daß sie von uns die Pflichten fordern, die sie selbst verletzen, daß sie uns zwingen wollen, ihre Fehler und Verirrungen zu respectiren, während sie uns nichts verzeihen! — Sie kennen mein stilles Leid, Sie haben mich, die ältere Frau, weinen gesehen, haben meine Tochter gegen den Vater zürnen hören! Trösten Sie Sich mit dem Gedanken an mein eigenes Schicksal. Ist es nicht schmerzlich, einen Mann zu lieben und seine guten Seiten achten zu müssen, der in steter Aufregung lebt, überall politische Intriguen sieht, Tag und Nacht Freiheits- und Lebensgefahr sinnt und träumt, bei dem die Politik eine Geistes-

krankheit geworden ist? So wenigstens deute ich mir, zu meinem Troste und seiner Entschuldigung, meines Mannes fieberhaftes Dichten und Trachten nach Freiheit, Widerspruch gegen Gott und Welt! Und ach! was muß ich mit meiner Tochter leiden, wenn ich ihn zornig auffahren höre gegen mein religiöses Bedürfniß, wenn er mir meinen Gott leugnet, den Glauben, worin ich erzogen bin und meinen Trost suche, lästert; ach! das kann nur ein kranker Mensch, der an kranken Ideen leidet! — Sie, beste Elvira, haben doch in Ihrem stillen Kummer frei mit Gott verkehren können, Seeger hat ihrem Gebete nicht gewehrt, hat, wenn auch vielleicht aus Spott, wie Sie glaubten, oder um Sie zu beschwichtigen, Andachtsbücher und Ihres Teiler's Predigten an Sie geschenkt; — Sie hatten eine stille, häusliche Andacht — aber ich und meine Tochter dürfen nicht einmal Gottes Namen anrufen, nicht die Kirche besuchen, kein Gebetbuch sehen lassen, um nicht den leidenschaftlichen Mann zum zornigen Ausbruche der gottlosen Verhöhnung des Glaubens zu reizen. Wie nur ein Mensch dabei noch gute Eigenschaften behalten kann! — Aber mein armer Mann ist krank, er leidet selbst! Wie beneide ich Sie, daß Sie Ihr Herz gegen Teiler ausschütten, sein Glaubenswort hören können! Doch, beste Freundin, ich wollte von Ihnen

sprechen und rede wieder von mir; — verzeihen Sie dem bedrückten Frauenherzen, das eine Leidensgefährtin des Duldens gefunden hat!

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen folgende Mittheilungen zu machen. Am Dienstage hatte ich eine Damengesellschaft bei mir; eigentlich nur, um die Urtheile über Ihre Flucht, die schon Montag Nachmittags von Mund zu Mund ging, zu mildern und zu leiten. — Die Stadträthin Hoffmann ließ absagen; ich hätte durch sie die Ansicht ihres Mannes gern moderirt, aber sie ist, wie Sie wissen, gleichgültig und träumerisch und nimmt nur an Büchern und Musik Interesse. Gestern Abend gab die Pastorin Wittel, die unglückliche Frau, eine kleine Frauengesellschaft auf dem Pfarrgarten vor dem Kleethore und die Rede kam auf Sie und Ihren Mann. Ich weiß nicht, was ich aus Seeger machen soll, ob einen Heuchler oder aufrichtigen Menschen mit gutem Herzen und kranker Empfindung! Er hat sich gegen die Schwester der Pastorin Wittel, die, wie Sie wissen, als Freundin seiner verstorbenen Mutter, sein Vertrauen besitzt, aber seinen Leichtsinn immer entschuldigt, vorigen Dienstag ausgesprochen, und ich habe mit ihr ein Gespräch über ihn angeknüpft. Er soll gegen sie, mit seiner gutmüthigen, bestechenden Liebenswürdigkeit gesagt haben, daß

er sich selbst unglücklich fühle, Ihnen nicht zu genügen; er habe Alles gethan, was in seinen Kräften stehe, um Sie in seine Welt einzuführen, mit ihm zu denken, zu fühlen und zu leben, aber Sie hätten kein Wohlgefallen an Dem gefunden, was er gewohnt, worin er erzogen und was seinen Neigungen angemessen sei; Sie hätten mehr das stille, häusliche Glück gesucht, während seine Natur die Gesellschaft und Zerstreuung erfordere, Sie hätten ihn mit religiösen Empfindungen und Gebräuchen belästigt und verscheucht, die er nicht theilen könne und in seiner Familie und bei seinen Freunden niemals erwähnt worden seien; er habe Sie darin nicht stören wollen und sich ohne Sie Vergnügen und Zerstreuung gesucht. Daß er Geschmack an anderen Weibern gefunden habe, entschuldigt er durch Umstände, die er Ihnen zur Last legt; sie hätten seiner sinnlichen Neigung eine kühle Zurückhaltung entgegengesetzt, die kleinen Toilettenkünste, die unbezeichenbare, kleine Koketterie weiblicher Reize und süßer Anlockung verschmäht, die auch das Eheweib nicht entbehren lassen dürfe und des Mannes Natur fessele und vor Abstumpfung oder Langeweile bewahre; er habe, wo sein Temperament ein Entgegenkommen erwartete, nur eine passive Pflichterfüllung, anstatt Lust und Leidenschaft nur Duldung und ernste Mahnung gefunden, er habe an

seiner Frau vermißt, was ihm andere Mädchen und Frauen mit so heiterer Weltlust entgegengelächelt hätten; er schwärme für einen weißen Arm, eine hübsche Arie, für einen sehnsüchtigen Liebesblick; seine Frau habe sich wie eine Nonne verhüllt, Piano und Gesang vernachlässigt, seine Aufmunterung mit frommer Miene, seine Weltlust mit häuslicher Eintönigkeit erwidert; — mit einem Worte, Sie hätten, gleich vielen Ehefrauen, der falschen Meinung gelebt, eine verheirathete Frau bedürfe nicht mehr der kleinen Natur- und Koketteriemittel, welche das Weib zum Herrn über die lebensfrohen Männer mache; aber ohne solchen Perlenschmuck der Sinnenfreude werde das Eheband eine eintönig klirrende Fessel, unter welcher Seeger's ganze Natur sich sträube, vollends wenn man ihn unter dieser Fessel noch mit religiöser Sentimentalität quälen wolle! Er habe dem Professor Voges, welcher seit Sonntag Abend in seinem Hause wohne und mehrfach nach der Frau gefragt habe, sein ganzes Verhältniß zu ihr und deren Flucht eingestanden, und dieser ihm gesagt, daß eine Liebe ohne Leidenschaft und gänzliche Hingebung an die Natnr, die ja eben in der Liebesflamme ihr heiligstes Gesetz des Lebens entzünde, eine Selbsttäuschung, unnatürliche Haft und höchstens ein starres Gewohnheitsgefühl sein könne, daß die Natur alle Liebe mit

Blüthen und Farben schmücke und selbst das kleinste Insect für die Liebe mit Edelsteinen und Feuerfunken ausstatte. Ich weiß nicht, was er noch Alles gesagt hat, ich habe es nicht verstanden; es ist des Professors Weise, alle Lebenszustände aus Naturbeispielen zu erklären; – mein Mann schwärmt für diesen Fremden, er sucht ihn täglich auf, ladet ihn ein zu uns, aber ich fühle mich unheimlich bei seinen Reden und in seiner Nähe; er trägt den Bart eines alten Weltweisen, seine Sprache fesselt, lockt, aber dennoch bin ich mit meiner Tochter angst dabei geworden, denn er erscheint mir wie ein alter Heide, der die Natur allein verehrt. Dieser Mann ist aber jetzt Seeger's Freund und Mentor.

Ich schreibe Ihnen dieses Alles, beste Elvira, um Sie auf das Letzte und vielleicht Schlimmste vorzubereiten, das Sie möglicher Weise mit ähnlichen Gefühlen wünschen, wie ein Kranker den Tod, aber Ihre Freunde erschreckt und in Trauer versetzt. Seeger hat erklärt, daß er eine Ehescheidungsklage gegen Sie, wegen böswilliger Verlassung, anhängig machen wolle — und Ihr Vermögen als Entschädigung reclamiren werde; — ach! er soll, wie ich höre, mit unserem Bürgermeister Bornemann bereits die stillen Vorbereitungsschritte gethan haben! — Sie wissen, Bornemann treibt noch nebenbei seine früheren Advokatengeschäfte, na-

mentlich für seine Freunde; wenn er — ach! ich kann es nicht unterdrücken — wenn er den Prozeß gewönne und von Ihrem Vermögen den Lohn seiner Advokatenhülfe erhielte? Kommen Sie diesem Allen zuvor, beste Elvira, kehren Sie schnell zurück, bieten Sie Ihrem Mann kleine Zugeständnisse, vielleicht fühlt er Reue, Besonnenheit; machen Sie dem unheimlichen Professor das Haus streitig, ehe das Schlimmste geschieht, denn Seeger hat erklärt, die Sängerin Carelli heirathen zu wollen! —

Ich mag nichts mehr von dem Gegenstande schreiben; aber als ich gestern Abend bei der Pastorin Wittel war und diese arme, viel duldende Frau betrachtete, dachte ich lebhaft daran, daß Sie, liebe Elvira, jener Frau nicht nachstehen dürften an Heroismus und Ausdauer. Und in Wahrheit, sie ist noch schlimmer daran, als Sie, denn während Seeger Sie der Einsamkeit und Ihrem Gotte überließ, ist Wittel in seinem Hause ein Tyrann, der seine Frau mit Wort und That beleidigt und mit einem ordentlichen Hasse betrachtet, weil sie ihm zu früh alt geworden ist. Vielleicht wäre es anders geworden, auch bei Ihnen, Elvira, wenn Kinder da wären. — Aber vor der Welt redet Wittel mit Bedauern von seiner guten, lieben Frau, daß sie eine so große Neigung für das stille Haus habe, immer kränk-

lich sei, daß er allein gehen müsse! — Aber dieses heuchlerische Verleugnen der wahren Ursache ihres Kummers und ihrer Kränkung ließe sich noch ertragen, wenn nicht ein weit größeres Opfer der Selbstverleugnung von ihr dargebracht würde, um ihren Mann vor der Welt nicht zu compromittiren und die öffentliche Meinung nicht gegen sich selbst aufzurufen. Wenn ihr Mann im Hause tyrannisirt, sie mit Wort und That mißhandelt und außer dem Hause unter klugem Decorum geschwelgt hat, dann tritt er auf die Kanzel und predigt Tugend, Mäßigung, Liebe, Pflicht gegen den Nächsten — und die Frau muß dieses in der Kirche anhören, weil, wenn sie als Pastorin nicht in der Kirche gesehen würde, man sie für eine schlechte Predigersfrau halten und die Leute ihr Uebles nachsagen würden. Daran nehmen Sie ein Beispiel, Elvira, ermuthigen Sie Sich, kehren Sie zurück, Sie müssen Sich aussöhnen und wäre es nur, um Seeger von größeren Abschweifungen zurückzuhalten. Ich kann Ihnen keine Grüße senden; Niemand weiß, daß ich an Sie schreibe; — aber empfehlen Sie mich dem Herrn Pastor Teiler, dessen Predigten ich jetzt heimlich lese.

Steinhausen, den 30. Mai.

Ihre getreue Rosalie Brandis.""

Teiler faltete den Brief langsam zusammen, schloß die Augen, als suche er sich selbst zu sammeln, und fragte: „Wer ist diese Dame?“

„Die Räthin Brandis, eine ebenso gebildete, wie herzliche Frau, welche mir eine natürliche Freundin geworden ist; sie hat schon eine zwanzigjährige Tochter.“ —

„Sie hat dieselbe Ansicht von Ihrer Lage, liebe Elvira, wie ich“ — fuhr Teiler fort, indem er seine großen, schwarzen Augen gegen die leidende Frau aufschlug, die er, wie alle weiblichen Personen, die er einst confirmirt hatte, bei dem traulichen Vornamen nannte. — „Fassen Sie Muth in der Glaubenszuversicht, daß Gott Ihr Schicksal nicht ohne weise Zwecke bestimmt hat, die Ihnen selbst und Anderen zur Heiligung dienen sollen; — verletzt Ihr Gatte seine am Altare feierlich gelobten Pflichten, so thuen Sie es nicht — ich bitte Sie inständigst, thuen Sie es mir zur Liebe; ich will ja nicht Ihr Unglück, aber Sie haben eine schöne Mission — und wo gäbe es auf Erden eine Mission der Wahrheit und Tugend ohne Märtyrerthum?“ —

„O! mein Gott! der entsetzliche Mensch! Ich kann ihn nicht mehr lieben, es empört mein Gefühl, seinem sinnlichen Blicke entgegen zu lächeln; haben Sie in diesem Briefe gelesen, wie er eine Buhlerin in seiner Gattin entbehrt hat? Mein Vermögen ist ihm mehr werth als ich, — o! wäre doch mein

Kind am Leben geblieben, dann könnte ich es diesem opfern!" — Die erregte Frau brach in Thränen aus.

Teiler nahm ihre Hand und sprach: — „Allerdings hat Ihr Gatte nie die tiefe und heilige Bedeutung einer christlichen Ehe erkannt und wie ich voraussetzen muß, in seinem elterlichen Hause nicht kennen lernen; er ist ein Zögling des schlimmen Geistes, der in jener Nachbarstadt leider die Herrschaft gewonnen und im Familienleben sich zunächst heimisch gemacht hat. Mit sittlicher Betrübniß habe ich gelesen, daß selbst ein Diener der Kirche das beklagenswerthe Beispiel einer unchristlichen Ehe giebt; aber, Elvira, lassen Sie dessen leidende Gattin nicht stärker und standhafter in der Seele sein, als Sie selbst; wetteifern Sie mit ihr um die Tugend der Geduld, die Ergebenheit in das Schicksal, um die schönste Krone des Weibes!"

„Wird er mich nicht verhöhnen, wenn ich wie eine Reuige wiederkehre? Wird er nicht mein Ehrgefühl zu neuer Flucht treiben und mich vielleicht wie eine Geduldete im Hause betrachten?" —

„Das kann, das darf er nicht! Er hat selbst am Montage Ihre Rückkehr mit ihm gefordert; und wäre es auch nur, um den Eclat zu vermeiden; er hat doch wenigstens vor der Weltmeinung irgend eine Rücksicht, die ihn bestimmen wird, den Schein des guten Einvernehmens zu suchen und Ihre Wie-

verkehr zu wünschen. Ein charakterloser Mann wird, wenn er erst einmal den Eclat erlebt, dann ohne alle weitere Rücksicht handeln und in der Befriedigung seiner Leidenschaften sich selbst zu beschönigen suchen. Nein, Elvira, das müssen Sie verhindern. — Hoffentlich sind Sie in Steinhausen nicht ohne Stütze und Trost; — was Ihnen die treue Freundin Brandis nicht leisten kann, das wird, so Gott meine Hoffnung erfüllt, mein Glaubens- und Amtsbruder Lampadius an Ihnen thun, wenn er die Pfarre der Bonifaciuskirche antreten sollte, — seien Sie selbst die Friedenstaube, welche das Oelblatt des Lebens in das Haus des Gatten zurückbringt; — ich bitte Sie, kehren Sie zurück!" —

„Ach! ich müßte vergehen vor Angst und Schmerz" — weinte Frau Seeger.

„Nein, meine liebe Frau, Sie gehen unter Gottes Schutze; Sie werden den Gatten beschämen, wenn Sie ihm verzeihend nahen."

„Und ihn in der Gesellschaft der Sängerin suchen?" —

„O! nicht möglich! Ich halte seine Aeußerung für eine Drohung, womit leichtfertige Charaktere schnell bei der Hand sind."

Frau Seeger sah sinnend nieder. — „Dann müßte meine Mutter zuvor hinüberfahren" — sagte sie plötzlich, als Zeichen, daß sie im Stillen doch an eine Rückkehr dachte.

„Das wünsche ich aus dem Grunde nicht, weil Ihre Mutter sehr aufgeregt und deßhalb ihre Begegnung mit dem Schwiegerso'ne nicht ohne die Möglichkeit ist, auch ohne Absicht den Mann noch übelgesinnter zu machen. — Ich denke eben darüber nach, liebe Elvira, unter wessen Schutze Sie heimkehren." —

„Nur in Ihrer Begleitung, Herr Pastor, sonst gewiß nicht?" — fiel Frau Seeger ein.

„Ich kann meine Gemeinde in dieser Zeit nicht auf einen ganzen Tag verlassen" — versetzte Teiler — „ich habe Taufen, Trauungen, Abendmahl und Besuche an Krankenlagern für die ganze Woche und Sie müssen heute oder morgen heimkehren."

„Dann ist es mir unmöglich; ich kann nicht wie eine Reuige einsam und ohne Bürgschaft zu ihm in das Haus einschleichen; — er muß mir vor einem Zeugen geloben, mich nicht zu kränken." —

„Sie kennen den Rentmeister Merzdorf, meinen besten Freund! Wenn er sich durch meine Vorstellung und wenn er Sie gesprochen hätte, bereitwillig zeigte, Sie zu begleiten?" —

„Merzdorf? Der eben von Ihnen fortging? Weiß er von mir?" —

„Ja, liebe Frau, er ist ein theilnehmender Freund aller Leidenden, ein Mann des Glaubens und der Treue und fest in Dem, was er verspricht." —

„Wird das meiner Mutter angenehm sein? Ja,

ich vertraue dem ehrlichen Manne, aber ... wenn Seeger ihn beleidigte? Ich erinnere mich, daß er den Herrn Merzdorf und seine Tochter beim Musikfeste in unser Haus zu einem großen Diner eingeladen hat, wo ich mit beklommenem Herzen die Rolle einer heiteren Wirthin spielen mußte. Damals aber war Seeger noch nicht so weit in seiner Untreue vorgeschritten."

„Ich werde heute Nachmittag mit Merzdorf reden; ich bin seiner Bereitwilligkeit im Voraus gewiß; bereiten Sie Ihre Mutter auf meinen Wunsch vor; heute Abend führe ich Ihnen meinen Freund zu, er wird Sie begleiten und mit Seeger ein ernstes Wort reden; es ist gut, wenn jener sieht, daß hiesige Ehrenmänner für Sie auftreten; er wird seine Ehescheidungsgedanken fallen lassen; Merzdorf kennt die bürgerlichen Rechte."

Auf diese Weise sprach Teiler versöhnlich und wirksam in das Gemüth der jungen Frau, welche ihre Bedenken, gleichzeitig mit ihrer Abneigung, allmälig zu verlieren schien und nach längerer Zeit von ihrem geistlichen und väterlichen Freunde mit dem Vorsatze schied, mit der Mutter zu sprechen und noch einmal zu versuchen, angesichts des Gatten in ihren Pflichten auszuharren. Teiler entließ sie mit einer segnenden Umarmung und schritt gedankenvoll die Treppe hinauf, um in seine Studirstube zurückzukehren.

Bertha hatte eben die zweite Treppe hinabsteigen wollen; als sie die Tritte des Vaters hörte, blieb sie gegen ihre Gewohnheit stehen, um ihn in seine Stube gehen zu lassen und von ihm nicht bemerkt zu werden. Teiler aber hatte sie gehört und blieb an der Schwelle seiner Stube weilen, um Bertha's Herabkommen abzuwarten. — „Willst Du mich zu Tische rufen?" fragte er, da die Tochter zögerte. Jetzt mußte diese vollends herabsteigen, aber der Vater bemerkte bald, daß ihre Augen heiß und geröthet, ihre Wangen ebenfalls erhitzt waren.

„Ich will die Sophie fragen, ob das Mittagsmahl fertig ist," erwiderte sie schnell, um fortzukommen.

„Du warest nicht in der Küche beschäftigt, liebes Kind?" fragte Teiler mit dem Tone des sanften Vorwurfs.

„Ich befand mich schlecht, darum blieb ich auf meiner Kammer," erwiderte Bertha, das Gesicht abwendend. Teiler legte die Hand unter ihr Kinn, drehte ihr Gesicht zu sich her, sah ihr mitleidig und liebreich in die klugen, ungewöhnlich scheuen Augen und sprach mild: — „Kind, Du verbirgst mir etwas; bin ich nicht Dein treuester Freund? Deine sonst so klare Seele hat sich gegen mich verhüllt — o! bestes Kind, laß sie gegen Gott nicht trübe werden, was Du auf dem Herzen hast, das vertraue ihm an, wenn Dein Vater nicht hineinblicken soll."

Bertha wollte reden, Ihre Miene leuchtete; plötzlich seufzte sie, griff mit der Hand auf die beklommene Brust, zwang sich zu einer unbefangenen Miene und sprach schnell mit einem leichten Tone, dem man die gewaltsame Selbstverleugnung abmerkte: — „Mir fehlt ja nichts, lieber Vater!" — Dann eilte sie die Treppe hinab, unten in das Haus.

Teiler sah ihr wehmüthig nach und trat dann in seine Stube. — „Sie liebt!" — sprach er halblaut, „ach! die Liebe ist ein Tropfen, der aus höherer Welt in die Seele der Erdenmenschen fällt und das klare Gefühl trübt und verwirrt, bis es sich wieder klärt und beruhigt und sich im reinen Krystall des Lebens befestigt." — Und die Hände faltend betete er: — „Gott, Quell der Liebe und Weisheit! Dir empfehle ich mein Kind, mein einziges, in Deinem Geiste gesegnetes und behütetes Kind! Hast Du seinem Herzen die Mission gegeben, in Liebe zu einem Irrenden, der Welt Schicksal zu verfallen, o! so laß Deine Botschaft nicht vergebens sein, es ist ja der Sohn meines besten Freundes!"

Dreizehntes Kapitel.

An demselben Donnerstage, in derselben Nachmittagsstunde, als bei einbrechender Dämmerung der Pastor Teiler mit Merzdorf aus des Letzteren Hause an der Ecke der Klostergasse trat, um den Weg aus dem Nordthore nach dem Garten der Wittwe Müldener, der Mutter Elvira's, anzutreten und der jungen Frau zu melden, daß Merzdorf sich bereit gefunden habe, morgen am Freitage mit ihr nach Steinhausen zu fahren, um seine Abendmahlsfeier durch eine Handlung der Nächstenliebe zu bekräftigen, stand Philipp an einem Fenster des Hôtel's zum „weißen Falken", auf der vom Kleethore nach dem Jacobikirchplatze führenden, unweit des Bahnhofes liegenden Falkenstraße und schauete etwas gelangweilt den Vorübergehenden nach. Er war, nachdem er das väterliche Haus ohne friedlichen Abschied und in einem verdrießlichen Sinne ver-

lassen hatte, geradeswegs nach dem Bahnhofe geeilt und mit dem nächsten Zuge nach Steinhausen abgefahren. Nach zwei Stunden, bereits um ein Uhr, war er auf dem Bahnhofe in Steinhausen eingetroffen und, da er seit vielen Jahren diese Stadt nicht gesehen und außer seinem Onkel und dem Professor keine Bekanntschaft hatte, in dem naheliegenden Hôtel zum „weißen Falken" abgestiegen, wo er sich ein Zimmer geben ließ, an der Table d'hôte mit Einheimischen und Fremden speisete, sich nach dem Hause des Kaufmanns Seeger erkundigte und beiläufig an der Tafel hörte, daß heftige Wahlumtriebe wegen Besetzung einer Pfarre an der Bonifaciuskirche stattfänden, und der Spiritusfabrikant Lindebohm am heutigen Abende auf dem Schützenhause vor dem Moritzthore ein großes Essen veranstaltete, wo er alle Gemeindeglieder, welche gegen einen von auswärts zu berufenden Orthodoxen wären, zu einer Demonstration veranlassen wolle. Philipp hatte nur ein oberflächliches Interesse dafür, erfuhr aber doch, daß man in Steinhausen auf Reactionen sinne, und nahm Gelegenheit, die Anwesenheit des Professor Voges zu besprechen, die man an der Gasttafel bereits aus der Zeitungsnotiz kannte und von dessen Lehren man hier nichts Näheres zu wissen schien. Das reizte Philipp mit seiner jugendlichen Begeisterung für Voges, dessen Ansichten, die dieser selbst in den kritischen Punkten

mit einer sublimen Feinheit und Klugheit zu behandeln pflegte, in derberer und offener Weise vorzutragen, wodurch er einen aufmerksamen Zuhörerkreis erhielt, zugleich aber auch die Neugier nach seiner Persönlichkeit erweckte, woraus er in seiner sanguinischen Unbefangenheit kein Hehl machte, so daß schon vor Beendigung der Gasttafel, neben dem Interesse, was er für den Professor weckte, auch der Name „Doctor Merzdorf" von Mund zu Munde ging. Und mit jedem Glase Wein, das dieser trank, docirte er kühner und gewisser.

Als die Tafel beendet und die Gesellschaft, sowol Einheimische wie Fremde, ihren weiteren Geschäften gefolgt war, näherte sich dem noch bei der Zeitung und dem Glase Wein sitzen gebliebenen Doctor ein Herr, welcher bei Tische nur zugehört und nicht gesprochen hatte, setzte sich zu ihm und hub mit freundlicher Stimme an: „Sie scheinen der materiellen Richtung der Physiker sich angeschlossen zu haben, mein Herr; — gedenken Sie in Steinhausen zu verweilen?" —

Philipp blickte heiter von seiner Zeitung auf und begegnete dem klugen, freundlichen und etwas durchwetterten Gesichte eines anscheinenden Fünfzigers, dessen braunes, kurzes Haar eben zu grauen begann und namentlich im schmalen Backenbarte alterte; er war einfach, aber fein gekleidet und auf seinem großen Siegelringe bemerkte Philipp

ein Wappen, das einen Baum, anscheinend Obstbaum trug.

„Jawol, mein Herr" — erwiderte Philipp, indem er seinen unerwarteten Nachbar betrachtete — „soll sich ein junger Mann, der noch obenein mit Naturwissenschaft verkehrt, nicht zu den vernünftigen Leuten halten?" —

„Wenn ich recht verstanden habe, so nannte man Sie Herr Doctor Merzdorf; wahrscheinlich aus der benachbarten Königsstadt?" —

„Kennen Sie meinen Namen?" fragte Philipp, den Mann mit prüfenden Blicken messend, da ihm plötzlich der Gedanke kam, daß sein aufgebrachter Vater ihm einen Polizeibeamten nachgeschickt haben könne und vielleicht Onkel Bornemann, als Chef der städtischen Polizei, und seit vorigem Jahre mit dem Vater versöhnt, durch den Telegraphen willfährig gemacht sein könne, ihn, den Flüchtling sofort in Empfang zu nehmen. Philipp's lebhafte Phantasie wurde aber ebenso schnell beruhigt, als der Fremde antwortete: „Den Namen kenne ich nur im Allgemeinen; — es interessirt mich vorzüglich Ihre vorhin mit großer Begeisterung ausgesprochene Ansicht der Welt, Ihr Urtheil über Ihren Lehrer und die Meinung, welche Sie von unserer Stadt haben; ich möchte Sie vor einer Täuschung in dieser Weise schützen, da Sie vorhin behaupteten, die Einwohner hier würden und müßten den

Professor und dessen Lehre als ihre eigene Angelegenheit betrachten, da hier ein freier, vorurtheilsfreier Geist herrsche, der dem Leben einen allgemeinen, freisinnigen Ausdruck gebe und der durch die wissenschaftlichen, reellen Thatsachen der neueren Zeit befestigt und verbreitet werden müsse. — Wer hat Ihnen das von unserer Stadt gesagt?" —

„Das habe ich aus bester Quelle" — versetzte Philipp, der an die Andeutungen seines Professors und des Barons von Schodeck dachte, ohne seine Gewährsleute nennen zu wollen. — „Uebrigens müssen Sie mir doch Recht geben, daß hier Sinn und Empfänglichkeit für Aufklärung herrscht, denn kaum wurde Voges vom Katheder entfernt, als ihm von einem der angesehensten Bürger dieser Stadt ein Asyl angeboten wurde; — das thut aber ein solcher Mann nicht, wenn er nicht im Sinne vieler intelligenter und einflußreicher Freunde handelt, und Kaufmann Seeger gehört zu den wohlhabendsten und angesehensten Einwohnern der Stadt." —

Das Gesicht des Fremden verrieth ein feines, sarkastisches Lächeln, als er fragte: „Kennen Sie Herrn Kaufmann Seeger?" —

„Nicht persönlich, nur dem Namen nach, aber seine Verehrung für Voges bezeichnet mir hinreichend den Ehrenmann von Intelligenz, Freisinnigkeit und Bürgertugend."

Der Fremde lächelte nieder und schwieg.

„Mit wem habe ich die Ehre?" — fragte Philipp etwas unwillig und sah auf die goldene Uhrkette des Mannes, womit dessen Hand spielte; das Wappen des Siegelringes fesselte von Neuem Philipp's Aufmerksamkeit.

„Mein Name ist sehr unbedeutend, ich bin nur ein Privatmann" — versetzte der Fremde schnell; — „ich denke eben daran, daß die Lehre des Professors Voges auch sehr heftige Gegner hat; ich weiß, daß er, trotz der Sympathien, welche der Mann in der königlichen Residenz und in dieser Stadt bei manchen einflußreichen Personen gefunden hat, doch dem Verlangen der theologischen Fakultät geopfert werden mußte."

„Ganz recht, wie jeder Messias gekreuzigt wird" — fiel Philipp trotzig ein.

Ohne darauf zu hören, fuhr der Herr fort: „Sie nannten Sich öffentlich bei Tafel einen Schüler des Professors und gaben zu verstehen, daß Sie hier in Steinhausen ihrem Lehrer beistehen wollten; — erlauben Sie mir zu sagen, daß Ihre Stellung immer eine angefochtene sein wird, so lange Sie eine Lehre vertreten, welche zwar der größte Theil der Gesellschaft mit stiller Sympathie empfängt, durch sein Thun und Treiben im Leben praktisch macht und doch wieder verleugnet, wo es auf Opfer oder öffentliche Rechtfertigung ankommt. Eine solche

Jüngerschaft ist für einen Stimmführer doch stets eine zweifelhafte, und die Erfahrung lehrt, daß Apostel neuer, kühner Lehren vereinzelt untergehen, wenn auch ihr Samen auf weitem Felde, ohne ihren Namen, wild wuchert.“ —

„Sie gehören gewiß zu den conservativen Leuten dieser Stadt“ — sagte Philipp, der seine gelangweilte Stimmung wenig verbarg.

Der Fremde ließ sich dadurch nicht aus seiner feinen, anständigen Haltung bringen, sondern fuhr fort: „Vielleicht werde ich Ihnen durch ein Beispiel verständlicher. Denken Sie Sich in den gebildeten Ständen Menschen, welche in ihrer Seele nur Egoismus, Lebensgenuß, Sinnlichkeit kennen, nur dem Materiellen leben, an nichts Höheres freiwillig denken, sich der Gegenwart überlassen, Freude und zeitliche Glückseligkeit suchen, deßhalb dem Materiellen einen geistigen, ästhetischen Duft abgewinnen, der sie berauscht, indem er, wie ein narkotisches Gewürz oder Parfüm, ihre Sinne befriedigt; denken Sie Sich Menschen, deren Verstand das Piquante der Gegensätze, deren Gefühl das Angenehme sucht und fordert, also offenbare Materialisten, ohne eine mahnende Zukunft, ohne übersinnliche Voraussetzungen und Folgerungen des Lebens, ganz wie Professor Voges lehrt — “

„Kennen Sie denn die Lehre des Professors genau?“ — fiel Philipp ein — „waren Sie etwa sein Zuhörer?“

„Ei, er hat ja Bücher geschrieben; — und wenn ein großer Staat eine Lehre verbietet, dann wird doch jeder Gebildete, falls er sie nicht unmittelbar kennen lernen konnte, sich damit bekannt machen, um sie selbst zu prüfen.“ —

„Sie haben sie geprüft? Sie haben des Professors Schriften gelesen? dann begreife ich nicht, wie Sie nicht entzückt davon sein können!“ —

„Lassen Sie mich mein Beispiel vollenden. Stellen Sie Sich solche Menschen vor, die ich eben schilderte; glauben Sie mir, diese Menschen werden ihren inneren Materialismus, theils aus einem gewissen unwillkürlichen Schaamgefühle, theils aus Klugheit, in Rücksicht auf die Stellung zu anderen Gliedern der Gesellschaft, nicht offen und theoretisch einräumen, sich nicht principiell dafür bekennen, sondern vielmehr die äußere Form des vom Staate vertretenen und befolgten Gedankens vom christlichen Staate — der ja bekanntlich die Kirche entweder als Bestandtheil seiner eigenen Existenz oder als irdisches Gottesregiment selbst anerkennt — durch ein äußeres Anschließen an die religiöse Form gelten lassen und erfüllen; sie werden, um keine materiellen Verluste oder Gefahren ihres Wohllebens zu erleiden, äußerlich den Namen Christ von sich gebrauchen, formell die Kirche besuchen, taufen und confirmiren lassen, Diensteide im Namen

Gottes leisten, während sie innerlich, wenn auch ohne Ueberzeugung, denn für Prinzipien ist die tonangebende Welt zu leichtsinnig und zerstreut, eine völlige Gleichgültigkeit gegen das unsichtbare Höhere, wohl aber das Verlangen in sich tragen, wo es ohne Anstoß geschehen kann, mit der materiellen Welt zu leben und deren Lehren, so weit sie bequem und gefahrlos sind und dem Eigennutze dienen, freundlich annehmen. Solcher gebildeten Menschen — meist die liebenswürdigsten und gesuchtesten der tonangebenden Gesellschaft — giebt es unzählige; aber glauben Sie meinen Erfahrungen, diese freisinnigen, aufgeklärten Leute würden ihren Lehrer, der ihr Weltleben philosophisch begründete und in seinen Folgerungen praktisch und öffentlich feststellte und auf seine Anhänger zählen wollte, öffentlich verleugnen, wenn sie dadurch in ihrer bürgerlichen Existenz, ihrem Vermögen oder Genusse beeinträchtigt werden sollten, denn der Materialismus und die Gottlosigkeit werden von ihren Jüngern nur aus Egoismus acceptirt, und sie lassen den öffentlichen Wortführer im Stiche, der nun allein dasteht und zum Märtyrer wird."

„Herr!" — rief Philipp leidenschaftlich — „Sie haben die Begeisterung aufgeklärter Menschen noch nie beobachtet; Sie hätten auf der Universität sein müssen, wo man für Voges Alles wagen und unter-

nehmen wird; Sie beurtheilen die freisinnigen Leute in Steinhausen mit Vorurtheilen und, sehen Sie mich an, ich verleugne meinen Lehrer und Meister keinen Augenblick — und so wie ich denken Unzählige." —

„Ich habe es für eine Pflicht des reiferen Alters gehalten, Sie, als jungen, feurigen Mann, vor Täuschungen zu warnen." —

„Das Alter gehört der absterbenden Generation an, mein Herr; die Jugend steigt mit neuen Anschauungen, einem Morgenroth neuen Lichtes, auf und nimmt Besitz von der Welt." —

„Wie manches Morgenroth ging in einen unerwarteten grauen, nebligen Tag über." —

„Nicht philosophische Ideen, nicht Bequemlichkeit sind die Wegführer der Lehre des Voges, sondern Bedürfniß, Arbeit, Fleiß, Betriebsamkeit bringen die Aufklärung in das Jahrhundert und sein tägliches Leben. Der Himmel mit seinen unsichtbaren Glaubenssternen erwärmt das Erdendasein nicht, nur die Naturerkenntniß öffnet die ewigen Quellen des Lebens. Was Sie da vorhin von den Leuten sagten, beweiset mir nur, daß die Menschen, im Drucke traditioneller Zustände, sich quälen, anders zu scheinen, als sie wirklich sind und, im Widerspruche ihres besseren Lebensbewußtseins, zu scheinen sich fürchten. Von diesem äußeren und inneren Zwange müssen sie befreiet werden, und das geschieht

durch populäre Naturerkenntniß; sie dringt in alle Lebenskreise ein, Nutzen, Freiheit und Licht bringend; sie belebt und bereichert die Industrie, den Handel, das Handwerk, das Vergnügen, den Luxus; Jeder, der fort will und nach Selbstständigkeit strebt, hat Technik nöthig, die ihm die Naturwissenschaft liefert, Schuster und Schneider reden heutiges Tages von Naturgesetzen, wie vor hundert Jahren kaum ein Physiker vermochte, Fabrikanten sprechen von chemischen, physikalischen und mechanischen Kräften, wie von Knechten, die für sie arbeiten müssen; — was der Mensch früher fürchtete, das beherrscht er jetzt, Blitz, Dampfkraft und Schwere; er ist frei und dadurch inne geworden, daß er Herr der Welt sei, Besitzer des Augenblicks, Meister und Beute der Naturkräfte!" —

Der fremde Herr hatte mit seinem eigenthümlichen, feinen Lächeln zugehört, — „Beute der Naturkräfte" — wiederholte er — „ein Opfer der Verwesung; — schade, daß Sie nichts Tröstlicheres und Ermuthigenderes bieten können! — Gehen Sie gefälligst einmal auf unsere Steinhäusener Friedhöfe, da werden Sie fast an jedem Leichensteine einen christlichen Spruch, einen Seufzer nach Wiedersehen finden; — Sie werden hier auch Namen von Personen lesen, die vielleicht im Leben freigeistig oder aufgeklärt heißen und doch ihren

Verstorbenen einen Ruf in ein besseres Dasein nachsandten; — man erkennt doch daran, daß im Anschauen des Todes die Verwesungstheorie etwas befangen wird und sich selbst zu beschwichtigen sucht." —

„Das sind gedankenlose Gewohnheitsphrasen, mein Herr, Formalitäten, Pietät gegen die Ansichten der Todten." —

„Aber warum diese Unwahrheit?" — Der Fremde wurde unterbrochen, da der Kellner in die Thür rief: — „Mein Herr, der Reisende ist soeben eingetroffen mit dem verspäteten Dampfzuge; ist's gefällig, auf Nummer Drei zu gehen!" — Schnell erhob sich der Mann, flüsterte dem jungen Doctor freundlich zu: — „Entschuldigen Sie, ich habe Sie nur auf Manches hinlenken wollen, was Sie in unserer Stadt anders denken", — und entfernte sich mit höflichem Gruße. — Philipp sah ihm etwas spöttisch nach und murmelte: — „Das ist gewiß einer von den frommen Leuten, die sich vor dem Teufel fürchten!" — Er hatte eben in die Zeitung zurückgeblickt, als der Kellner wieder in den Speisesaal trat, um die Tafel abzunehmen.

„Wer war dieser Herr, der eben mit mir sprach?" fragte Philipp.

„Ich kenne ihn nicht," erwiderte der Kellner, die Servietten zusammenfaltend; — „er hat heute nur ausnahmsweise an unserer Table d'hôte ge-

speist, da er einen durchreisenden Fremden erwartete, den er hier im Falken treffen wollte und der erst eben mit dem verspäteten Zuge eingetroffen ist." —

„Kennen Sie den Fremden?" —

„Nein, er ist ein ältlicher Herr, sein Bediente nannte ihn Excellenz und fragte mich nur, ob hier nicht ein Herr auf einen Fremden warte."

Philipp warf die Zeitung fort und trat an das Fenster. — „Donnerwetter!" — dachte er, — „da bist Du am Ende in charmante Hände gerathen! Der Mann war wol gar selbst ein Minister hier in Steinhausen; — hm! er trug auf seinem Siegelringe einen Baum — das kann eine Eller sein — ei! — Blitz! wenn das der Ellerburg gewesen wäre, von dem am Sonntage der Baron sagte, daß er dem Professor wol nicht viel Vorschub leisten würde! — Na! dann hat er von mir vorläufig eine Lection erhalten, die er sich hinter die Ohren schreiben mag!" —

Nunmehr dachte Philipp an den eigentlichen Zweck seiner Ankunft; er ging auf sein an der Falkenstraße liegendes Zimmer Nr. 20 in der zweiten Etage hinauf, machte flüchtig seine Toilette und begab sich dann auf die Straße, um das Haus des Kaufmanns Seeger aufzusuchen. An einem Hutmacherladen der Falkenstraße vorübergehend, fiel ihm ein, daß er in der Eile der Flucht seine rothe Studentenmütze, die er am Morgen auf dem

Balkon des väterlichen Hauses getragen hatte, noch auf dem Kopfe behalten und sie gegen den Hut zu vertauschen vergessen habe; als Student wollte er nicht in Steinhausen erscheinen; er ging in den Laden, kaufte sich einen schwarzen Cylinderhut, den er in der Studentensprache eine „Angströhre" nannte, ließ seine rothe Mütze durch einen Lehrburschen des Hutmachers nach dem nahen Hotel tragen und setzte seinen Weg fort. Er gelangte bald auf den großen viereckigen Platz der Jacobikirche; ein Eckhaus linker Hand war ihm noch aus der Knabenzeit bekannt, denn hier wohnte Pastor Wittel, den er damals beim Onkel Bornemann gesehen hatte; wirklich sah er durch das Parterrefenster den Pastor, merklich gealtert, im Zimmer stehen und, im Chorrocke und Baret, eben ein Glas Wein mit schnellem Zuge leeren, anscheinend, um sich zu irgend einem nahe bevorstehenden geistlichen Amtsdienste zu stärken, der sich denn auch dem Weiterschreitenden durch eine Kutsche bestätigte, die vor die Thür der Kirche fuhr und Brautleute enthielt. Er gelangte auf die Ritterstraße, an das Eckhaus des Stadtraths Hoffmann, das er nicht kannte, da es erst seit einigen Jahren neu gebaut war, unterbrach aber doch seinen Gang, als er auf das Rathhaus blickte, auf welches die gerade, breite Ritterstraße zuführte und in welchem sein Onkel Bornemann seine Officialwohnung hatte. In der

Hoffnung, daß man den Knaben in dem blondbärtigen Manne mit der Schmarre auf der Backe nicht vom Fenster aus wiedererkennen werde, schritt er schneller vorwärts, blickte heimlich hinauf, sah Niemanden und lenkte eilig die Rathhausstraße links nach der langen Kreuzstraße ein, welche in gerader Linie auf die Bonifaciuskirche zulief und wo Seeger, an der Ecke der Schloßstraße rechter Hand wohnen sollte. Das große, stattliche Haus leuchtete ihm bald durch die große, mit hellblauen Buchstaben an die Mauer gemalte Inschrift: „Adolph Seeger, fürstlicher Hoflieferant und privilegirter Spielkartenfabrikant" — in die Augen. Durch die unteren Fenster sah man nur Comtoirräume mit schreibenden Commis, die Beletage deutete dagegen durch den Luxus der Vorhänge, Fensterspiegel, Topfgewächse und Markisen auf Wohlhabenheit und Behaglichkeit hin. Es war ihm ein angenehmes Gefühl, wie das Begegnen eines lieben, vertrauten Freundes, als er an einem Eckfenster die schwere Gardine mit anscheinend rascher und des kostbaren Stoffes nicht achtender Hand zusammengedreht hinter einen Pfosten gesteckt, und dahinter ein Mikroskop erblickte, dessen blanke Messingröhre in halber Höhe von einem Tische am Fenster hervorblickte. — „Da wohnt mein Professor!" — rief Philipp halblaut vor Freude und eilte in die offene Hausthüre. Ohne rechts und links durch die Glas-

thüren der Comtoirs zu schauen, wollte er die Treppe im Hintergrunde hinaufspringen und das Eckzimmer suchen, als eine barsche Stimme ihm nachrief: — „Heda! wohin wollen Sie?" — Er sah einen Hausknecht hinter sich, der, mit einem Stricke in den Händen, eben von einer Kiste im offenen, hofwärts gelegenen Lagerraume, ihm nachgeeilt war und den Eindringling mit verwegener Miene anschaute.

„Zum Professor Voges," — antwortete Philipp trotzig

„Ist nicht zu Hause." —

„So rufen Sie Herrn Seeger!" —

„Nicht zu Hause." —

„Nun, in Kuckucks Namen, wann kommen sie denn nach Hause?" rief Philipp verdrießlich.

„Nur nicht zu hitzig; — sind Sie etwa Probereisender in Papier? — Wir brauchen nichts!"

„Mensch, sehe ich denn aus wie ein Reisecommis? Ich frage nach dem Professor!"

„Ja so — ich dachte, Sie wären der Papierreisende, der auch immer einen blanken, neuen Hut und blanke Proben hat, aber schlechtes Papier liefert; — der Professor ist mit dem Herrn ausgefahren, sie kommen erst Abends wieder. Kann ich's bestellen? Sie kommen wol von dem alten Brandis, der alle Welt in's Haus schickt, als wäre hier ein Eisbär zu sehen?" —

„Ei was, ich komme aus der Königsstadt, ich bin ein Fremder — sagen Sie das dem Professor." —

„Aus der Königsstadt?" wiederholte der Hausknecht, mit horchender Miene um sich spähend; — „etwa von der Madame?" —

„Was fragt Ihr?"

„Nun dann brauchen Sie auf den Professor nicht zu hoffen, der hält es mit dem Herrn. Was macht denn die gute Madame?" flüsterte der Knecht zutraulich.

Philipp wußte nicht recht, wie er sich gegen diesen zutraulich gewordenen Knecht benehmen sollte; es lag aber nicht in seiner Natur, sich um Angelegenheiten fremder Leute zu bekümmern und er sagte schnell: „Bestellen Sie nur, Merzdorf aus der Königsstadt wäre hier gewesen und würde morgen früh wiederkommen — dann wird er schon Bescheid wissen." —

„Merzdorf?" fragte der Knecht, den Namen mit Genauigkeit wiederholend, als jener bereits aus der Thür des Hauses trat und quer über den Weg die verlängerte Schloßstraße hinunter gegen das Brunnenthor fortschritt, ohne eigentlich zu wissen, wohin. — Er fühlte Langeweile und folgte zwecklos, um der Eintönigkeit einer fremden, kleinen Residenzstadt mit menschenleeren Gassen und stillen Häusern zu entfliehen und die freie Natur zu

suchen, der seinen Blicken sich darbietenden hübschen Platanen-Allee, die jenseits des Brunnenthores auf einen Wald zulief.

Der Seeger'sche Hausknecht sah ihm von der Hausthür über den Weg nach und ging dann wieder in die Packkammer zurück, um den Strick um eine Kiste zu legen. — „Merzdorf?" wiederholte er sich still — „hat der Professor diesen Namen nicht gestern Abend genannt, und mein Herr gesagt, daß er den frommen Tuckmäuser kenne? Hm! dieser sah mir gerade nicht fromm aus, und auch nicht wie ein Tuckmäuser — aber wenn er doch derselbe wäre? Ich habe es gestern Abend wol gehört, als ich hinter der Stubenthür das Gaslicht ansteckte, daß mein Herr sagte: da ist meine Frau in die heilige Clique gerathen, der Dreieinigkeitspastor wird sie wol mit seinem Freunde Merzdorf zusammengebracht haben; der fromme Tuckmäuser that am Montage auf dem Bahnhofe am Postfenster, als ob er mich nicht kenne, wollte mir nicht 'mal einen Brief an den Baron Schodeck anvertrauen; — — ach! arme, gute Madame! Der Professor verdirbt meinen Herrn erst ganz und redet ihm das Wort; — da sind sie nun heute nach der Spiegelburg gefahren — warum? — weil die Sängerin dahin geritten ist; — da soll ihr gewiß die Liebeserklärung gemacht werden! — Dann ist's vorbei mit meiner Madame! Es ist eine Sünde und

Schande! — Hm! wenn ich nur wüßte, was der Landstreicher vorgestern Abend hier von mir wollte, als ich die Fensterladen vorsetzte; — er fragte, ob ich meinem Herrn treu sei — aber ich habe ihn weggebürstet!“ —

Philipp schlenderte indessen die Platanenallee hinunter und dachte daran, wie er sich bei dem Baron benehmen sollte, den er zu sprechen verlangte und vor dem er sich, nach den Vorgängen seit Sonntag Abend, als Bruder Margarethens schämte; er hoffte aber, daß die Baronin ihn ihrem Sohne als Vertheidiger des Verlobten geschildert haben werde. Unfreiwillig war er von der Allee links abgekommen und stand vor einem Gitterthore, das in einen Park führte, aus dessen Laube eine italienische Villa mit der Inschrift: „Villa Lurly“ einladend hervorlachte. — „Seltsames Willkommen“ — dachte Philipp; „residirt hier vielleicht eine Nymphe, und bedeuten jene Worte vielleicht so viel wie Salve hospes?“ — Philipp war noch zu sehr an die Studentenfreiheit der Universität gewöhnt, um nicht dreist genug zu sein, in das nur angelehnte Gitterthor einzutreten und sich von den nächsten Büschen eine volle Syringendolde abzubrechen. Da dieses Niemand bemerkte, schritt er weiter gegen die mit Blumenvasen eingefriedigte Steintreppe der Villa und jetzt erscholl plötzlich das ebenso kunstfertige, wie leidenschaftliche Spiel auf einem

Piano, in fluthenden, heftigen Akkorden und Tonläufen, die allmälig in weiche Harmonieen verschwommen, und eine weiche, schmelzende Weiberstimme sang eine Arie — es war einer von den glühenden Liebesgrüßen aus Hans Heiling. — Philipp horchte — die Stimme hatte Aehnlichkeit mit der Weise, in welcher Marie von Schodeck ihm ein Lied gesungen hatte; er dachte in diesem Augenblicke mehr an sie, als an die Unbekannte in der Villa und sein Drang, den Bruder Mariens aufzusuchen, wurde lebhafter. Er wollte sich still zurückziehen und gewahrte unweit des Hauses an der Schattenseite, unter einem von wildem Weine umrankten Zeltdache, einen Tisch, auf dem ein offenes Buch, ein Spitzentaschentuch und ein Flacon sich befanden; — auf kleinem Umwege schlich er an dem Tische vorüber, blickte in das Buch und stutzte; — es war die neuere Schrift von Professor Voges: „Die Sprache der Natur zum denkenden Menschen.“ — Das Entzücken über diese Entdeckung war so groß und begeisternd, daß er ein Blatt Papier aus seinem Taschenbuche riß, mit Bleifeder die Worte: „Herrliches Weib! ich liebe Dich im Geiste der Naturfreundschaft! — Lies — versenke Dich in die Geheimnisse der Erscheinungen und Du wirst Leben und Lieben begreifen!“ — flüchtig niederschrieb, das Blatt Papier in das Buch schob und dann schnell davon eilte. — Niemand hatte ihn bemerkt; er

schritt in der Platanenallee zurück nach dem Brunnenthore, um den Baron aufzusuchen. Er schlug einen anderen Weg durch die Klusenstraße ein, und als er eben an einem Eckhause links, wo diese Gasse auf die Kirchenstraße mündet, die Inschrift: „Spritfabrik von Lindebohm" gelesen hatte, glaubte er in dem Manne, welcher eben in die Thür eines der Klusenstraße gegenüberliegenden stattlichen Gebäudes eintrat, denselben wiederzuerkennen, der sich im Hôtel zum weißen Falken mit ihm unterhalten hatte. Zufällig war auf der Gasse Niemand, den er nach dem Bewohner dieses sichtlich vornehmen Hauses hätte fragen können, er bemerkte sich aber dasselbe und gelangte bald auf den großen, runden Platz der Bonifaciuskirche. „Wo wohnt der Hoftheaterintendant, Baron von Schodeck?" — fragte er einen ihm begegnenden Briefträger. — „Sehen Sie dort das Theater?" erwiderte dieser, indem er die mit Platanen bepflanzte Straße hinab, auf ein hohes, römisches Gebäude zeigte. — „Dort in dem Eckhause, worauf Sie zukommen, da ist die Intendantur." Philipp vergaß, den Briefträger nach dem Hause auf der Kirchstraße zu fragen, wo er den Fremden hatte eintreten sehen, hielt sich an der linken Seite der Platanen, gelangte an das große Theatergebäude und suchte das Eckhaus. Das erste und nächste linker Hand konnte es nicht sein, denn hier las er auf einem kleinen Porcellan-

schilde des Glockenzuges: „Büreau der fürstlichen Finanzkasse“; — er schritt hinter dem Theater weg, vor der Mündung der Moritzstraße vorbei nach dem andern Eckhause, das im modernisirten Renaissancestyle gebaut war und durch seine schmucklosen Parterrefenster wol vermuthen lassen konnte, daß hier die Räume des Hoftheaterbüreau's sich befänden, während die Beletage durch ihren Fensterschmuck von Gardinen, Blumen, Spiegelgläsern und Lichtbildern, sowie den Anbau eines Glashauses mit Camelien, Oleandern und Granatbäumen, auf die Wohnung des Intendanten schließen ließ. Philipp trat ein, aber da unten im Hause eine Todtenstille herrschte, Niemand sichtbar war, den er hätte fragen können, so folgte er sofort dem Rufe eines lebenden Wesens, der von oben herab erscholl, nämlich eines Kakadu's, den er auch bald im Fenster des oberen, von bunter Glaswand abgeschlossenen Vorsaales erreichte. Das heftiger gewordene Geschrei dieses Vogels, beim Herantreten eines Fremden, rief eine junge Dame aus der Wohnung hervor, die ziemlich unbefangen, in einer etwas fremdaccentuirten Sprache den zweifelhaften Philipp mit der Frage anredete: „Was wünschen der Herr?“

„Ich suche den Baron von Schodeck hier!“ — erwiderte Philipp, durch das muntere Augenpaar der jungen Dame dreist gemacht.

Diese sah ihn mit einem ungläubigen, fast listi-

gen Blicke und Lächeln an. — „Hier?“ — fragte sie — „ei, wie kommt's, daß Sie ihn hier suchen?“ —

„In diesem Hause wohnt doch...“

„Ganz recht, aber der Herr Baron wird wol bei seiner Braut in der Königsstadt weilen.“

„Nein, da ist er nicht, da komme ich eben her; aber ist er denn verreist?“ —

„Sie kommen daher? Kennen Sie denn die Braut?“ — sagte das junge Mädchen mit einer so schalkhaften Vertraulichkeit, das Philipp irre wurde, wie er dieses Mädchen eigentlich nehmen sollte, da er sie für eine Dame zu zwanglos und schelmisch fand; es stieg der Gedanke in ihm auf, ob dieses gluthäugige Mädchen etwa eine Haushälterin des Barons, wol gar der Gegenstand sei, um deßwillen Margarethe so plötzlich ihre Gesinnung gegen den Verlobten geändert habe; es fiel ihm ein, daß im Hause die Rede davon gewesen sei, der Baron habe geheuchelt und mit einer Schauspielerin gelebt; — Philipp wurde durch solche Reflexionen kühner und seine Studentennatur reizte ihn zu den Worten: — „Sie hübsches, schelmisches Kind sind wol auch vom Theater, nicht wahr?“ —

„Ei, versteht sich“ — lachte das Mädchen, während es den vom Kakadu dargebotenen Kopf kratzte — „und Sie? Sie suchen wol Gastrollen?“

„Ja, mein Kind; ich will Gastrollen in Steinhausen geben — aber wo ist denn der Baron?“ —

„Erzählen Sie mir etwas von der Braut; kennen Sie diese?" — fragte die Gluthäugige, indem sie noch listiger lächelte und ihre weibliche Neugier hinter eine neckische Vertraulichkeit steckte; — Philipp war zu sehr eine heitere, humoristische Natur, um nicht an der zwanglosen, naiven Weise des hübschen Mädchens Wohlgefallen zu finden und durch gleiche Antworten zu erwidern. — „Ich sollte glauben, kleiner Schalk, man wäre auf die Braut des Barons etwas eifersüchtig" — sagte er, mit dem Finger drohend.

„Ei, etwas Eifersucht mag schon vorhanden sein; — wird denn wirklich aus der Heirath was?" —

„Versteht sich, kleine Schlupfwespe, es wird was daraus, und wem sollte das nicht angenehm sein?" —

Das Mädchen machte ein schmollendes, spöttisches Mündchen und erwiderte: — „Hm! Was Sie doch Alles wissen! — Na, mein Herr Liebhaber, oder Held oder Sänger, oder was Sie auf dem Theater sind; wenn Sie zum Gastspiele kommen wollen, so müssen Sie so sprechen, um dem Intendanten zu gefallen. — Adieu, viel Glück, Adieu!" — Sie machte einen schnippischen, spöttischen Knix und zog sich hinter die Glasthür zurück.

„Wo ist denn der Baron?" — rief Philipp, der die Absicht hatte, ihr zu folgen und in die

Glasthür eindringen wollte. Das Mädchen aber rief schnell: „der Baron ist zu seiner Braut gefahren, ha! ha!“ — zog die Thür dicht vor Philipp's Gesichte in das Schloß, kicherte laut mit muthwilligem Tone und verschwand hüpfend hinter der bunten Glaswand im Corridore, während der Kakadu ein ohrzerschneidendes Geschrei ausstieß und seinen Ring in Schwingung setzte, um nach dem Fremden mit dem Schnabel zu hacken.

„Das ist eine schöne Wirthschaft!“ — murmelte Philipp, unschlüssig auf die Glasthür und den wüthenden Kakadu blickend. — „Schöner Empfang für einen Schwager! — Wenn das meine Schwester weiß, dann kann ich ihr wahrhaftig nicht verargen, daß sie Anstand nimmt, mit dieser eifersüchtigen Schauspielerin zu concurriren!“ — Und nicht wenig verstimmt die Treppe hinabsteigend, brummte er weiter: „hat denn der Schodeck gar keine Nachgedanken? Wie kann er dieses Mädchen noch in seiner Wohnung behalten, wenn er ehrliche Absichten auf meine Schwester hat? Neugier und Eifersucht machten dieses listige, hübsche Geschöpf dreist und neckisch, aber das muß ich dem Schodeck ernstlich vorhalten, solche Wirthschaft geht nicht! — Nun ist er heute noch obenein hingefahren; — das muß seine Mutter nicht wissen; — dieses war also die eifersüchtige Schauspielerin, von der man drüben beim Vater Andeutungen machte? Morgen komme

ich hier wieder her, dann soll sie erfahren, was ich will.“ —

Er war unter solchen Gedanken auf die Straße getreten; jetzt stellte er sich an die andere Seite und sah zwischen den Platanen am Hause auf; er glaubte in dem Glashause eine Bewegung zu bemerken, das spöttisch lachende Gesicht des Mädchens zog sich bei seinem Aufspähen hinter die Oleanderbüsche zurück und Philipp ging verdrießlich fort, indem er murmelte: „das hat Margarethe erfahren, warum sprach sie nicht offen? Glaubt der Schodeck denn, daß ein sittsames Mädchen solche Wirthschaft ignoriren soll? Das scheint mir ein listiges Geschöpf zu sein!“ —

Philipp hatte keine Ahnung davon, daß er in die Wohnung der Signora Carelli gerathen war und deren Garderobière, eine frühere Soubrette des Theaters, gesprochen hatte, die, in die Stimmung ihrer Herrin eingeweiht und deren Pläne theilend, den vermeintlichen Schauspieler aus der Königsstadt aushorchen und, da sie glaubte, daß dieser sich dem Intendanten durch eine affectirte Freude an dessen Verlobung zu empfehlen gedachte, irre führen und zum Besten haben wollte. Muthwillig ihres Schalksstreiches lachend, hatte sie ihm vom Glashause herab nachgelacht und kicherte befriedigt, als sie bemerkte, daß dieser nicht über den Platz um das Theater nach der jenseitigen Ecke

bog, wo die Intendantur und Schodeck's officielle Wohnung sich wirklich befanden, sondern mit unmuthiger Miene auf das Schloß zuging und die Gegend verließ.

Philipp schlenderte zwecklos durch die Stadt; er dachte mit dem Gefühle der Langeweile daran, daß er zu einer sehr ungünstigen Zeit seine Flucht angetreten habe, da der Professor und Schodeck nicht in der Stadt seien und er nicht wisse, was er in diesen einsamen Straßen beginnen solle, denn er empfand wenig Lust, seinen Onkel und die vor fünf Jahren dort gesehenen Personen aufzusuchen. Er hatte sich gedacht, heute mit dem Professor und Schodeck zu verkehren und durch sie in die Gesellschaft eingeführt zu werden; — er dachte an Marie von Schodeck, deren Benehmen am Sonntage gegen Bruder und Braut ihm jetzt immer begreiflicher und natürlicher und deren Charakter ihm damit um so lieber und achtungswerther erschien, da er nicht mehr daran zweifelte, daß sie die häusliche Wirthschaft ihres Bruders kenne, mißbillige, nicht bezeichnen möge und seine Schwester in selbstverleugnender Unparteilichkeit habe warnen, sowie den Bruder mahnen wollen. —

Als er über den Schloßplatz gehen wollte, fand er die Thüren des eisernen Gitters eben geschlossen; ein Mann in fürstlicher Livree gab dem Posten mit lauter Stimme zu verstehen, daß von jetzt an die

Passage verboten sei und kein Wagen durchfahren dürfe. Mehr aus Langeweile, denn aus Interesse fragte Philipp nach der Ursache. Der Schloßdiener antwortete: „Unsere einzige Prinzessin ist plötzlich sehr krank geworden und die Aerzte haben jedes Geräusch untersagt.“ — Gleichgültig ging Philipp weiter, gerieth endlich vor das Südthor in das Freie, folgte den Heckenwegen und Weidendämmen und gelangte an einen Garten, auf den eine kurze Allee von Ebereschen zuführte, und dessen, von Bäumen theilweise verstecktes Haus ein riesiges Schild mit grünem Kleeblatte trug. — „Ein Kaffeegarten“ — dachte Philipp, sich erinnernd, daß er hier vor Jahren einmal mit seinem Onkel gewesen sei; — er trat in den Garten, folgte einem links ablaufenden Wege, der ihn auf eine Anhöhe an der Mauer führte, von welcher er einen angenehmen Blick auf die grüne, weite Wiese und den nahe vorüberfließenden Fluß hatte. Hier ließ er sich auf einen der Gartenstühle nieder und sah mit der Gedankenlosigkeit eines Gelangweilten, dem Angelfischen einiger am Ufer still und unbeweglich sitzenden Bürgerleute zu.

Nach einiger Zeit kam ein kleiner, magerer und ältlicher Mann mit einer grauen Pferdehaarmütze auf dem kleinen, röthlichblonden Kopfe, einer Pfeife im eingefallenen Munde und einem eingetrockneten, kränklichen Gesichte, auf die Anhöhe, tippte flüchtig

an den langen Mützenschirm, um Philipp dadurch zum Gruße aufzufordern, setzte sich ebenfalls nieder und beobachtete mit stechenden, graugrünen Augen den sichtlich gelangweilten jungen Mann, während er heftig rauchte und in einer gewissen, nervösen Unruhe mit den mageren Fingern auf dem Tische trommelte, neben dem er Platz genommen hatte. — Philipp hielt ihn für einen Spießbürger oder eingestäubten alten Calculator und fühlte sich wenig aufgelegt, mit ihm zu sprechen; er warf nur einen flüchtigen Blick auf dessen langen, altmodigen Rock mit tief über die Hände herabreichenden Aermeln, bemerkte nur oberflächlich dessen Brusttasche, mit hervorstehenden Zeitungen gefüllt, und seinen beobachtenden Blick, der ihn veranlaßte, sich mehr mit dem Rücken gegen ihn hinzuwenden.

Nach einigen Minuten hörte Philipp den Nachbar räuspern und „hm! hm!" brummen; der Tabacksrauch, welchen die Luft zu ihm hertrieb, roch nach einer edlen Sorte und reizte seinen eigenen Appetit nach einer Cigarre, welche er auch alsbald hervorzog.

„Hier ist Feuer" — ertönte die brustschwache Stimme des Mannes und er hielt dem sich herwendenden Philipp ein auf der Pfeife entzündetes Stück Zunder entgegen. — „Danke, danke" — sagte dieser höflich und nahm es an.

„Wol fremd hier?" — fragte der Mann.

„Ja, mein Herr. Dies ist doch ein öffentlicher Garten?" —

„Eigentlich Clubgarten, aber das schadet nichts, wir haben Grenzen und abgesperrte Wege genug; brauchen keine neue mehr."

Philipp sah den Sprecher an, da diese Antwort etwas Scharfes im Tone hatte. Er bemerkte jetzt erst die höchst saubere Wäsche und den geistig regsamen Ausdruck in den Gesichtszügen des Mannes, sowie den Buchstaben B auf dem porcellanenen Pfeifenkopfe.

„Und doch sind die Grenzen oft gut" — erwiderte Philipp — „sie nützen den Flüchtlingen und halten oft gegen gewisse äußere Dinge Widerstand." —

In den mageren Mann war plötzlich Feuer gefahren; seine nervöse Unruhe wuchs mit der schneidenden Schärfe seines Blicks und der Lebhaftigkeit seiner Pfeifenzüge; — „Hi! hi!" — rief er — „Flüchtlinge! Widerstand! Wer sieht es dem über die Grenze fliegenden Storche an, ob er Männchen oder Weibchen ist; — es kommt vieles über die Grenze. — Apropos! sind Sie weit hergekommen?"

„Ziemlich —"

„Wol ein Künstler, Gelehrter?" —

„Naturforscher" — versetzte Philipp etwas trotzig, da ihm der Gedanke gekommen war, daß dieser

Mann ein heimlicher Polizeispion sein könne, der den Fremden in ihm herausgewittert habe und ihm hierher gefolgt sei, um ihn auszukundschaften.

„Naturforscher?" wiederholte der Mann mit sichtbarem Wohlgefallen, obgleich seine Miene etwas Zweifelhaftes behielt — „Sie studiren wol noch an dem großen Offenbarungsbuche der Natur? Ja, mein Herr, darin steckt Wahrheit." —

Philipp horchte und betrachtete den Mann mit größerer Aufmerksamkeit, denn ein Spion der Polizei würde von einem Offenbarungsbuche der Natur schwerlich Kenntniß gehabt haben. — „Interessiren Sie Sich für die Natur?" — fragte er; — „mit wem habe ich das Vergnügen zu reden?"

„Wer ich bin? Ob Müller oder Schulze? Das thut nichts zur Sache; ich bin ein großer Freund der Aufklärung und Naturerkenntniß."

„Wol selbst Naturforscher?" —

„Ich bin ein alter Fabrikrückstand der Staatsmaschine, eine verbrauchte Arbeitskraft, pensionirte Ruine, wie man in unseren Staatseinrichtungen leider viele hat; aber ich arbeite dennoch mit meiner besseren Kraft noch fleißig am großen Staate der Menschheit mit; — die Politik ist eines freien, denkenden Menschen natürliches Feld." —

Philipp schöpfte abermals Mißtrauen, da er gehört hatte, daß Spione nicht selten eine liberale, politische Sprache führen und die Gelegenheit vom

Zaune brechen, um einen Fremden auszuhorchen, er stutzte aber und faßte plötzlich Vertrauen, als der Mann fortfuhr: „da Sie Naturforscher sind, so kennen Sie auch ohne Zweifel den Professor Voges und ich vermuthe, daß Sie ihn hier aufgesucht haben; — Sie wissen wol, daß er jetzt in Steinhausen wohnt?“ —

„Allerdings, er ist mein Lehrer; — kennen Sie ihn?“ — rief Philipp.

„Er ist mein bester Freund; — wir sehen uns täglich, ich war noch um Mittag bei ihm.“ —

„Sie?“ — rief Philipp, mit seinem Gartenstuhle näher rückend und nur momentan verstummend, weil ein behender, gebräunter Mann mit grauem Haar auf die Anhöhe trat und eine Portion Kaffee mit den Worten: „befehlen Sie noch etwas, Herr Rath?“ — auf den Tisch setzte. Dieser erwiderte: „„Ja, lieber Timke, eine Portion für den Herrn hier.““ — Der Wirth lief fort und Philipp begann sogleich: „„Mein Herr, Sie erregen durch Ihre Mittheilung sowol, wie durch die gastfreundliche Weise, wie Sie mich zu einem längeren Verweilen einladen, meine Neugier — Sie kennen den Professor? Sie sprachen ihn heute Mittag? Ich will Ihnen nur sagen, Herr Rath, daß Voges auch mein Freund ist und daß ich nur hierher gereist bin, um ihn zu sehen. — Leider erfuhr ich in dem Hause des Kaufmanns Seeger, daß er ausgefahren sei.“ —

„Ganz richtig, nach der Spiegelburg, zwei Stunden von hier, hm! schlechter Weg, na, meinetwegen — und Sie sind ein Schüler des Professors?"

„Ja, ich bin am Sonntage erst von ihm getrennt; wir fuhren zusammen von der Universität ab, ich blieb in der Königsstadt, er fuhr weiter; — ich bin Doctor Merzdorf." —

„Freut mich; wir sind schon Freunde; wir kennen bereits unsere Ansichten und Gedanken; mein Name ist Brandis; — besuchen Sie mich morgen, ich wohne auf der Rathhausstraße, dem Rathhause rechter Hand gegenüber." —

„Ja, das thue ich" — versetzte Philipp, seiner Natur nach leicht entbrannt, wenn es seine Lieblingsideen betraf; — „erzählen Sie mir vom Professor, wie es ihm hier gefällt, was er treibt; — haben Sie ihn schon früher gekannt?" —

„Ei, seine Bücher — versteht sich; — hier im Kleeblatt habe ich ihn am Montage Abend kennen lernen; wir wurden gleich Freunde, wie zwei Europäer, welche sich zufällig zwischen Indianern begegnen; wir haben seit drei Tagen so viel mit einander geredet, wie andere Leute nicht in drei Jahren." —

„Zwischen Indianern? Ist das nur eine figürliche Bezeichnung, oder was meinen Sie? Ich glaubte, hier in Steinhausen sei man durchweg von einer freien Gesinnung?" —

„Ueberall Halbheit, junger Freund, halbe Gesinnung; ein Viertel Aufklärung, ein Viertel guten Willen und eine volle Hälfte Bequemlichkeit oder Schwäche. Wo finden Sie noch ganze Menschen? Ganz und ungetheilt Ueberzeugung, Wille und Thatkraft? Ich bin's; ich spreche mit dem Herr Gott ebenso, wie mit einem Weltweisen, Ansicht gegen Ansicht; — der Professor ist auch ein solcher Ganz-Mensch, darum fanden wir uns hier so schnell und lieben uns wie Brüder; — er hat mir durch seine Naturweisheit erst meine eigenen Ueberzeugungen von Leben, Recht, Staat und Freiheit befestigt; ha! ich entsinne mich, daß der Professor einmal sagte, er hoffe, einen jungen Doctor hier wieder zu treffen; — das sind Sie? — Merken Sie nun wol die Macht der Sympathie? Sie hat uns hier angezogen, wie Magnet und Eisen." —

Philipp drückte dem lebhaften Manne die zitternde, heiße Hand und sagte: „Ich bin von Ihrer Bekanntschaft entzückt, Herr Rath; — Sie machen mich mehrere langweilig verlebte Stunden schnell vergessen; ich gestehe Ihnen, daß ich in Steinhausen, da ich den Professor nicht traf, den Eindruck des Eintönigen, Abgestorbenen als Willkommen empfangen habe." —

„Ja, todt und mindestens träge ist das Leben größtentheils hier" — rief der Rath schnell und schwieg, weil der Wirth Timke eben die zweite Por-

tion Kaffee brachte. Er schob sie hastig auf den Tisch und lief davon.

„Aber wie geht es zu, daß man im benachbarten Königreiche gewohnt ist, hier im Fürstenthume, neben einer liberalen Verfassung, eine Stätte aufgeklärter, freisinniger Anschauungen und geselliger Lebensfreiheit zu suchen?" fragte Philipp. „Ich habe immer gehört, daß hier die angesehensten und einflußreichsten Personen eben so geistig wie politisch eine tüchtige Gesinnung vertreten. So unter Anderen Seeger, der doch dem Professor, dem Repräsentanten einer verfolgten Aufklärung, gastliches Asyl darbietet; — das wagte kein Bürger und obenein Hoflieferant und privilegirter Kartenfabrikant in der benachbarten Königsstadt." —

Der Rath lächelte bitter und sarkastisch. „Wenn Jemand ein Kapital hat und nur den angenehmen Nießbrauch davon zieht, ohne dasselbe gehörig zu verwerthen und die Zinsen zum Kapitale zu schlagen, so wird er Alles verbrauchen und verlieren und seinen Nachkommen nichts hinterlassen. So geht's mit unserer freien Verfassung, die wir selbst, im Saale des Hauses hier im Garten, gemacht haben; man genießt sie gedankenlos und ist dabei so träge geworden, daß man nicht sehen will, wie der Ellerburg alle Tage mehr, im heimlichen Dienste des Nachbarstaates, unsere Freiheit beschränkt, durch Berufung fremder Personen und Wahlumtriebe uns

sämmtlich fromm und abergläubisch machen will, und daß man blind gegen die Selbstsucht ist, womit gewisse Leute im Stillen die gute Sache verlassen und ihre alten Freunde täuschen und neue gute Stellen in der Reaction suchen."

„Das habe ich in Steinhausen für unmöglich gehalten; aber da muß unser Professor seinen geistigen und persönlichen Einfluß geltend machen." —

„Ja, das soll und wird er; — das spreche ich täglich mit ihm; — er muß nur noch mehr Politiker als Philosoph werden; was nützt mir alle Weisheit und Vernunfttheorie, wenn sie nicht lebendige Praxis wird? Er weiß hinreichend zu definiren, wie und wozu Alles geschaffen ist, wie der Mensch im Spiegel der Natur sich von Anfang bis zu Ende selbst beschauet, aber wir müssen das Spiegelbild auch zur Wirklichkeit machen, unsere Zustände danach umformen und einrichten, gegen jede Unnatürlichkeit opponiren und mit einem Worte jegliche Erkenntniß politisch machen." —

„Der Professor sagte mir früher: jede Aufklärung, jede Thatsache, welche Vorurtheile umstößt, ist wie ein Baustein zum künftigen freien Normalstaate der Menschheit — jede neue Aufschließung des Naturlebens ist ein Bohrwurm, der sich tief und unvertilgbar in das alte Gebäude der geheiligten Ueberlieferung und Dogmatik einfrißt." —

„Wir haben Hoffnung, etwas zu leisten; — es ist seit einigen Tagen der Gedanke aufgetaucht, den Grund zu einem Bündnisse, einem Orden zu legen, der, wie in anderem Sinne der Jesuiten-, Illuminaten- oder Freimaurerorden, die Aufklärung fördern soll, sowol durch Wort und Schrift, wie durch Einstellung freisinniger Bundesmitglieder auf öffentliche, einflußreiche Posten."

„Ha! das ist ein Gedanke, den nur unser Professor gehabt haben kann!" rief Philipp begeistert. „Daran muß ich Theil nehmen!" —

„Den ersten Anstoß soll am Montag Abend, Angesichts des Professors, unser Stadtrath Hoffmann gegeben haben, der noch von allen Leuten hier die meiste Rührigkeit hat, aber dabei auch spießbürgerliche, curiose Ansichten; — wir haben schon eine vorbereitende Sitzung gehabt, wo ich der heftigste Opponent war. Da Hoffmann einen jungen Adligen zu etwas erheben möchte, was er durch mich in seinem ganzen Leben nicht wird; — wir können für ernstliche Tendenzen keine Komödienleute gebrauchen, mögen sie Seeger oder Schodeck heißen."

Der Rath hatte dieses nicht ohne eine ärgerliche Leidenschaft gesagt; Philipp stutzte bei dem Namen des Barons und fragte vorsichtig: „Was verstehen Sie unter Komödienleuten? Ist Herr von Schodeck nicht Intendant."

„Sie müssen, wenn Sie bei uns bleiben, die

Leute kennen lernen; ich kann Ihnen das am Besten sagen, und halten Sie Sich an mich; — Leute, welche mit Sängerinnen schwärmen, wie Seeger und Schodeck, sind unzuverlässige Menschen; das haben wir noch am Montage gesehen, wo der Seeger wegreis't, ohne Zweifel, um mit einer Komödiantin zu albern, während eine wichtige Pfarrwahl in seiner Gemeinde stattfand, wo es sich darum handelte, ob wir einen Mucker oder freien Mann auf die Kanzel bekommen sollen, und Seeger den Ausschlag hätte geben können! Nun ist's Stimmengleichheit geworden; die reactionäre Partei wird einen Mucker anstellen, die Thür ist für das Eindringen der Finsterniß geöffnet, die Weiber und Jungfern werden in die Kirche laufen, ihre Kinder mit Aberglauben groß füttern, ihre Männer und Liebhaber fromm machen und dann haben wir das Unglück, dann folgt die ganze Reaction nach, wie das Wasser durch einen Deichbruch, und alle politische Reaction fängt recht gemüthlich mit frommen, geistlichen Vorposten an. — Das muß man ansehen, einer fehlenden Wahlstimme wegen; es ist zum Tollwerden!" — Brandis hatte rothe Backen aus Eifer und Aerger bekommen; er stieß gewaltige Rauchwolken aus, griff in nervöser Unruhe bald an seine Brusttasche, bald auf den Tisch, und seine schwächliche Stimme war fast außer Athem gerathen.

Philipp sah ihn starr an. „Ja" — sagte er,

still an sein väterliches Haus und seine Flucht denkend — „die religiösen Vorurtheile sind sehr hartnäckig und namentlich einem Naturforscher unerträglich! Und der Schodeck hat auch eine Sängerin?“ —

„Kennen Sie ihn? Er ist ein Günstling bei Hofe, so lange es dauert; mag sein, daß die Herrlichkeit bald aus ist, denn sein Freund oder Vormund Hoffmann sucht schon eine andere Stelle für ihn.“ —

„Sie überraschen mich, ich kenne ihn nur oberflächlich, er will sich ja wol verheirathen?“ —

„Mit der italienischen Sängerin? Das mag sein!“ —

„Wie sieht diese aus? Ist sie schön? Hat sie schwarze Augen, einen runden, schelmischen Mund? Ich glaube sie gesehen zu haben, an der Ecke des Theaterplatzes und der Moritzstraße“ — sagte Philipp, das vorhin gesprochene neckische Mädchen aus der Erinnerung beschreibend.

„Ganz recht, an der Ecke dort; — ich gebe mir gar nicht die Mühe, die Person anzusehen, die so viel Geld vom Hofe verschwendet, daß man davon zwanzig Familien von fleißigen Subalternbeamten aus der Lebensnoth erretten könnte.“

„Hoffmann, sagten Sie, wäre Vormund des Barons?“ fragte Philipp.

„Ich weiß nicht, glaube aber, daß er bei der

Finanzlage des Gutes Grünhagen viel Vorschüsse leisten muß."

„Ist die Lage des Gutes nicht günstig?" —

„Hübsch gelegen ist es, aber der Boden ist hohl; — ich habe früher in der Finanzkammer gearbeitet und die Kreiskasse gehabt; — der alte Baron ist nach jungem Sünderleben ein Betbruder aus Hypochonderie geworden, seine Frau verschwendet und zieht das Gut aus, der Sohn lebt von seiner Komödienstelle und was er von der Hofkapelle zieht, verzehrt die Sängerin mit ihm an einem Abend im Lustwäldchen."

Philipp wurde ernst und dachte an Margarethe, aber auch an Marie. —

„Ja, ja! junger Freund, es ist nicht Alles Gold, was glänzt!" rief Brandis.

Zerstreut blickte Philipp auf und fragte hastig: „Eine neue Stelle, sagten Sie, suche der Baron? Dann ist ihm doch das Theater gleichgültig geworden!" —

„Hm! das ist eine possirliche Idee des Hoffmann; wenn ich einen jungen Mann hätte, der mir Dank schuldig wäre, so wäre ich ein Narr, wenn ich nicht jede Gelegenheit benutzte, um ihn zum Minister zu machen."

„Was? Schodeck ein Minister?" —

„Fromme Wünsche! — brauchen keine solche Komödienleute zu Cabinetsräthen; unser Ellerburg

spielt schon Komödie genug mit uns; der Vorhang ist schon aufgezogen, das Vorspiel hat begonnen; es giebt noch andere Leute hier, welche geheimer Cabinetsrath werden möchten, gleich dem Ellerburg; — bekannte Sache; man spielt den Liberalen, täuscht die Freunde und das Volk, wird Minister und agirt dann gegen die Freiheit, der man doch Alles zu danken hat. Ich habe einen scharfen Adlerblick; unser Bürgermeister möchte auch den Ellerburg stürzen helfen und sich an seine Stelle setzen." —

„Ich habe mir die Zustände in Steinhausen ganz anders gedacht; — Sie entmuthigten mich; dann wird auch der Professor einen unsicheren Stand haben." —

„Es ist hohe Zeit, daß etwas geschieht; — die Idee eines Bundes zur Bekämpfung aller Vorurtheile hat mich mit den vielen anderen eitlen Ideen unseres Hoffmann ausgesöhnt; der Professor muß aber die Sache in die Hand nehmen, wenn was Nützliches daraus werden soll. Es ist hohe Zeit, sage ich, denn wenn erst der fremde Frömmler, der Lampadius, in Steinhausen ist, was der Ellerburg durchsetzen wird, dann ist die Bresche geschossen und bei aller Vergnügungssucht und Musikklimperei am fürstlichen Hofe ist's doch da oben in der Luft nicht rein." —

„Aber so viel ich gehört habe, ist man am Hofe hier durchaus weltlich gesinnt; der Fürst soll leiden-

schaftlicher Musikfreund, die Fürstin von gleicher Passion, dabei aber auch vergnügungssüchtig und von philosophischer Bildung sein.“ —

„Ganz recht, nur traue ich der Philosophie der gelehrten Frauen nicht, sie hält nicht Stich gegen die weiblichen Launen und Gefühlsstimmungen; ich sehe alle Dinge so, wie sie sind, nicht wie sie scheinen. Gelehrte Frauen werden oft vor lauter Geistesreichthum sentimental und hysterisch, wie die besten Blaustrümpfe; — ich sehe Zeichen am Himmel, die trübes Wetter prophezeien; die Fürstin scheint in ihrer Vergnügungssucht erschöpft und übersättigt, sie hat plötzlich Wohlgefallen an Oratorien und Haydn's himmlischer Regimentsmusik gefunden, läßt geistliche Cantaten in Hofconcerten singen und Schodeck muß heilige Quartette einstudiren lassen, hat sogar, um sich zu insinuiren, neulich einen Gesangbuchvers in Musik gesetzt. Das ist mehr als Lust an klassischer Musik, es braucht nur einmal ein querer Windstoß zu kommen, so ist's richtig und Herr Lampadius hat gutes Fahrwasser.“ —

„Wie meinen Sie das?“ —

„Nun, es kann bald kommen! — Das einzige Kind der Fürstin, die fünfjährige Prinzessin, soll sehr krank geworden und die Mutter in Verzweiflung sein, denn sie vergöttert das Kind. — Wenn es stürbe — wir kennen das, wie eine verzweifelnde

Mutter dann auf der Erde und mit dem Verstande keinen Trost mehr findet, nach Wiedersehen jammert und dann dem Pastor und frommen Glauben verfällt. Geschieht das mit einer Fürstin, dann machen es ihr schnell alle Frauen nach.“ —

Bei den letzten Worten hatte Brandis nach der Uhr gesehen. — „Blitz!“ rief er plötzlich, den weiten Oberrock hastig zuknöpfend und seiner Pfeife einige starke Rauchwolken entziehend, — „es geht auf Sechs, ich muß in die Stadt in das Armencollegium, wo ich auch opponiren muß, daß das Almosen nicht an die unrechten Leute kommt. — Also, junger Freund, Sie besuchen mich morgen; Rathhausstraße, des Bürgermeisters Wohnung gegenüber; — dann gehen wir zusammen zum Professor, ich erwarte Sie um Elf.“ —

Ohne Philipp's Antwort zu hören oder abzuwarten, ließ er dessen ergriffene Hand los und sagte mit einem stolzen Tone der Selbstbefriedigung: — „Wir können auch über Naturwissenschaft reden; ich kenne Büchner's und Moleschott's Schriften auswendig, habe alle Bücher der rechten Weisheit hier in die Clubbibliothek eingeführt und auch schon Vorlesungen über Wissenschaft und Köhlerglauben gehalten — Adieu!“ — Er eilte die Anhöhe hinunter und Philipp sah ihm nach, bis er hinter den Büschen verschwunden war. Philipp hatte längst gemerkt, daß er denselben Mann kennen gelernt

hatte, von dem ihm Schodeck am Sonntage im väterlichen Hause gesagt und bemerkt hatte, daß Professor Voges an diesem Rathe einen Anhänger finden würde. Die leidenschaftliche, rücksichtslose Gesprächigkeit dieses Mannes hatte Philipp in eine unruhige, fast betäubende Aufregung versetzt, Stadt und Menschen in Steinhausen waren ihm jetzt in ein ganz anderes Licht getreten, seine Erwartungen getrübt, seine Verstimmung gegen Schodeck hatte neue Nahrung gefunden. Er blickte unbehaglich auf das friedlich vorüberfließende Wasser und die stille, grüne Wiese; die Ruhe der am Ufer zwischen den Weiden sitzenden Angelfischer stand in einem großen Contraste zu dem Bilde des bewegten, disharmonischen Stadtlebens, welches der Rath vor ihm aufgerollt hatte; er wünschte sehnlichst, daß jener mit zu grellen Farben gemalt und mit hypochondrischen Augen gesehen habe möge. Um so lebhafter wurde sein Verlangen, den Professor zu sprechen, und er wollte ohne Zeugen mit ihm reden, ohne den Rath abzuholen, was er ihm auch in Zweifel gestellt, und worauf dieser in Eifer und Eile gar nicht reflectirt hatte. — „Arme Margarethe," — seufzte er, in einer Anwandelung von heimathlicher Erinnerung, — „so wärest Du doch von einem Heuchler hintergangen?"

Er verließ die Anhöhe, ging durch die Parkwege des Gartens und blieb vor dem Hause stehen,

um durch die offenen Fenster in den Saal zu schauen, der mit Spieltischen gefüllt war. — Der Kleeblattwirth Timke, der in der Küche mit seiner corpulenten, sauberen Frau sprach, bemerkte den Fremden, trat aus der Thür hervor und fragte freundlich: — „Ist dem Herrn noch etwas gefällig?“ —

„Ich danke,“ erwiderte Philipp, „ich habe meinen Kaffee zu bezahlen.“

„Nein, ist schon vom Herrn Rath entrichtet.“

„Ein sehr freundlicher Mann, recht unterhaltend, scheint in der Stadt genau bekannt zu sein.“

Timke lächelte zurückhaltend und sagte nur: — „Ei, wenn er einen Anderen frei hält, so muß derselbe ganz seiner Meinung sein; er hat so seine eigenen Ansichten.“ —

„Wie so? Sieht er die Dinge anders an?“ —

„Hm! — Manchmal! — Ich habe mich gewundert, daß Sie mit ihm nicht in Streit gerathen sind; — er ist aber ein respectabler Mann; die Politik ist seine schwache Seite.“ —

Philipp merkte recht gut, daß der Wirth über seinen täglichen Gast nur mit größter Schonung reden wollte; derselbe ließ sich auch weiter nicht auf speciellere Antworten ein, erregte aber dennoch bei Philipp Mißtrauen, da es diesem ein Bedürfniß war, andere Urtheile über die Stadt, über Seeger, Schodeck und die Zustände der Personen

überhaupt zu erfahren. Er empfahl sich, ging die Ebereschen-Allee hinab und gelangte über eine Feldstrecke, das sogenannte Kleefeld, nach dem Kleethore, das ihn bald auf die dem Bahnhofe nahe liegende Falkenstraße und in sein Hotel zurückführte.

In der Gaststube saßen zwei Männer, die Zeitungen lasen, Kaffee tranken und zwischendurch mit einander redeten. Philipp setzte sich ebenfalls an den Tisch, zündete sich eine Cigarre an und sah nachdenkend in die Luft.

„Jetzt streuet man Stroh auf die Schloßstraße," sagte der eine Mann; — „die Prinzessin soll das Nervenfieber bekommen haben." —

„So," versetzte der Andere lesend und ziemlich gleichgültig.

„Dann wird wol gar das Theater unterbleiben," sagte der Erste.

„Was haben wir vom Theater, die Carelli will nicht wieder singen." —

„Nicht wieder?"

„Sie soll es erklärt haben."

„Ha! Mir geht ein Licht auf — sie heirathet Seeger — der Intendant ist ihr ungetreu geworden." —

Philipp rückte mit dem Stuhle, horchte auf und hatte selbst das Wort auf der Zunge, als der Kellner hereintrat und ihm die rothe Studenten-

mütze darreichte, die der Hutmacher geschickt hatte. „Wissen Sie schon," rief er den beiden Zeitungslesern zu, „daß Lindebohm's großes Gemeindeessen heute Abend auf dem Schützenhause um einen ganzen Tag zu spät kömmt? Vor einer halben Stunde hat die fürstliche Bestätigung des vom Consistorium präsentirten Doctor Lampadius stattgefunden." —

Beide Männer ließen ihre Zeitungen fallen und sahen den Kellner und sich an. —

„Unmöglich," rief der Eine.

„Das ist eine schlaue Eile," sagte der Andere; „die Regierung hat Lindebohm's Demonstrations-Souper erfahren, dem möglichen Erfolge zuvorkommen wollen und dem Fürsten, der sich um die schwarze oder weiße Farbe der Theologie weniger, als um eine Sopran- oder Altstimme bekümmert, schnell ihren Candidaten zur Bestätigung empfohlen; die Stimmengleichheit kam ihr dabei sehr gelegen. Das wird aber einen Kanzelstreit mit Hai und Wittel geben; Hai wird ohne Zweifel zweiter Pastor und Wittel muß sich zu St. Jacobi seiner Haut wehren. Das könnte mich veranlassen, auch einmal in die Kirche zu gehen." —

„Wahrhaftig, es ist amüsant, wenn sich die Pastoren für und gegen den Teufel streiten, ha! ha! wenn man den Teufel nur nicht in der Ehe und im Geldbeutel hat!" —

„Von dem Eheteufel kann unser guter Wittel

ein Lied singen und vom verteufelten Geldbeutel wird Lindebohm schon den feisten Hai absolviren, wenn er ihm seine hübsche Lehne giebt, die er vor der Hochzeit noch nachträglich confirmiren muß.“ —

„Woher wissen Sie denn die Bestätigung, Kellner?“

„Eben ging der Consistorialregistrator vorbei; er sagte es dem Herrn.“ —

Philipp wurde durch dieses Gespräch an die Mittheilungen des Rathes Brandis erinnert und es beunruhigte ihn, daß derselbe Recht gehabt hatte und auch in seinen anderen Mittheilungen den richtigen Blick gehabt haben könne. Aus dem eben Gehörten mußte er schließen, daß die beiden Männer an dem Gasthaustische, deren Aeußeres durchaus anständig und gebildet erschien, zu den freisinnigsten Leuten der Stadt gehörten, und es drängte ihn, auch von diesen das Urtheil des Brandis über Steinhausen bestätigt oder, was ihm das Liebste war, widerlegt zu hören. Er begann deshalb: — „Im Allgemeinen ist man wol sehr freisinnig in Steinhausen?“ —

„Ja, das soll man unserem Fürstenthume nachrühmen,“ antwortete der Eine.

„Und wir leben am Freiesten, je weniger wir uns um das Treiben Anderer bekümmern und nichts von Politik erfahren,“ setzte der Zweite hinzu.

„Aber," entgegnete Philipp, „Sie redeten eben von einer Predigerwahl." —

„Ei, was geht uns das an? Mag der Lampadius vor einer leeren Kirche oder Seinesgleichen predigen; wir brauchen ja nicht zuzuhören." —

„Aber er hat doch eine Partei und diese muß nicht ohne Einfluß sein; sie kann auch wachsen," warf Philipp ein.

„Hat keinen Bestand bei uns, mein Herr; wir sind durch unsere freien Zustände viel zu gesund in Leben und Gesinnung geworden." —

„Und doch fürchten aufgeklärte Leute — — — kennen Sie wol einen Rath Brandis?" —

„Brandis," lachte der Eine, „das alte Leichenhuhn? Ha! ha! der Gespensterseher und Jeremias?"

„Ist das der ehemalige Kreiscassirer?" fragte der Andere.

„Ja, ein politischer Phantast, der Alles in der Welt, was seine überspannten Ideen nicht theilt, für gefährlich hält, Alles schwarz sieht, seine Phantasien für Wirklichkeit ausgiebt und Jeden, den er fassen kann, für seine ideale Republik zu werben sucht. Er muß sich aussprechen, wenn er nicht in seiner kranken Galle ersticken soll."

„Sie entwerfen ja ein schreckliches Bild von einem Manne, den ich als freisinnig und kenntnißreich bezeichnen hörte," sagte Philipp freier aufathmend.

„Gescheidt ist er, aber die Studien der neuen Naturwissenschaft, Bücher von den Materialisten haben ihm den Kopf verdreht; ein politischer Schwärmer ist er immer gewesen, im Jahre 48 hatte er einmal eine Stellung, wo er die ganze Stadt beherrschte, und da seine Republik nicht fertig wurde und die besonnenen Leute ihn allein fortstürmen ließen, ist er malcontent geworden, sieht überall Rückschritt und Gefahr und sollte doch daran denken, daß er mitten in der Freiheit lebt, um so offen raisonniren zu dürfen.“ —

Und der andere Herr fügte hinzu: — „Je mehr ein Volk von Politik spricht, desto leichter verliert es, was es hat. Mein Grundsatz ist, seine Freiheit still zu genießen und sich um Andere nicht zu bekümmern.“ —

„Ich gestehe Ihnen ein,“ sagte Philipp mit sichtbarer Freude, — „daß ich den Rath vorhin reden hörte und etwas befangen wurde; er sprach von Reaction.“ —

„Sein gewöhnliches Thema — er verschlingt täglich so viel Zeitungen, wie ein Buschmann Heuschrecken — er geht alle Nachmittage nach dem Kleeblatt hinaus, um ein Opfer zu finden, das seine Expectorationen anhören muß.“ —

„Sie scheinen nicht sein Freund zu sein“ — sagte Philipp.

„Doch; er ist ein herzensbraver Mensch, ohne

Heuchelei, Eigennutz und Falschheit, aber der Kuckuck kann seine Raisonnements aushalten.“ —

„Dann ist er auch wol geneigt, an anderen Personen schwarze Flecke zu sehen?“ — fragte Philipp, an des Rathes Aeußerungen über Schodeck und Seeger denkend.

„Mit böser Absicht gewiß nicht, aber wenn andere Personen nicht seiner Meinung sind, dann erscheinen sie ihm sogleich schwarz und er erkennt jedes Fliegenpünktchen für einen Sonnenfleck.“ —

Philipp athmete leichter auf und wollte eben einige vorsichtige Fragen nach dem Theater-Intendanten thun, als die Thür geöffnet wurde und der Pastor Wittel mit seinem heiteren, scharfgeschnittenen, rosigen Gesichte hereinspähte; er war in schwarzem Fracke, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen und als der eine der beiden Herren am Gasttische ihm freundlich zurief: „Ihr Diener, lieber Pastor; wohin so eilig?“ trat Wittel, der schon wieder zurückgehen wollte, vollends in das Zimmer und rief mit lustiger Stimme, indem er die Hand nach dem Grüßenden ausstreckte, den Hut aber auf dem Kopfe behielt: „Ach! edler Kammermusicus und Menschenfreund! Was machen Sie denn hier? Sieh! da ist ja unser guter Rendant auch!“ — Er drückte Beiden die Hände und ließ seine listigen, beweglichen Augen über Philipp gleiten, der sich

eben vom Stuhle erhob, um sich gegen das Fenster zu kehren.

„Nun, lieber Pastor" — sagte der Kammermusicus neckisch — „jetzt können Sie den evangelischen Rappen satteln, der Lampadius ist bestätigt!" —

Wittel drückte sein glänzendes, rundes Kinn in das schneeweiße Halstuch, zog seinen stark hervortretenden Feinschmeckermund in ein schmunzelndes, fast mitleidiges Lächeln und seine gebogene Nase in spöttische Hautfalten; dann nach einer kurzen Pause stieß er einen unterdrückten Lachton aus und sprach mit pathetischer Würde: „Jawol, ich habe es vernommen; in Gottes Namen!" —

Philipp hatte es nicht unterlassen können, vom Fenster aus den Pastor anzusehen, dessen lebhaftes stechendes Luchsauge aber bereits den Fremden auf das Korn genommen und der, eben der Gegenwart des Unbekannten wegen, auf die Anrede des Kammermusicus wegen des Predigers Lampadius so vorsichtig geantwortet hatte.

„Wollen Sie nicht ein wenig bleiben?" — fragte der Rendant.

„Habe keine Zeit; komme von einer Trauung und wollte nur im Vorbeigehen dem Wirthe sagen, daß er mir das Hühnerfricassée nicht vergißt; die Hochzeitsleute wollen heute Abend hier tafeln und ich muß mich opfern; — die Leute wollen es ein=

mal so.“ — Er hatte bei diesen Worten den spähenden Blick nicht von Philipp abgewendet und als dieser eben fortgehen wollte, rief er ihm zu: „Um Vergebung, mein junger Herr; wir sollten uns auch schon irgendwo gesehen haben; — Sie sind fremd hier?“ —

Philipp lächelte und wurde unschlüssig, was er thun solle. —

„Herr Jemine!“ — rief Wittel — „ich irre nicht, Sie sind früher einmal in Steinhausen gewesen, sind Sie nicht der Neffe von Bornemann?“

„Jawol, Herr Pastor; ich bin überrascht, daß Sie mich wieder erkennen, denn vor fünf Jahren war ich noch ein halber Knabe.“ —

Wittel reichte ihm beide Hände und sah ihm groß in das Gesicht. — „Ich habe ein scharfes Gedächtniß für Personen; — Potztausend! Einen hübschen Bart, auch schon eine Schmarre? — Bravo! Und was ist aus uns geworden?“ —

„Ich bin Doctor der Medicin und Naturforscher.“

„Köstlich, gratulire! — Sie haben ein herrliches Feld gewählt; — forschen Sie nur recht viele Geheimnisse aus der Natur; ich kann mir's denken, daß Professor Voges Sie herzieht.“ —

„Kennen Sie ihn?“ —

„Ja, liebstes Doctorchen, habe mit ihm im Club gespeist; — ich glaube gar, er redete von Ihrer

erwarteten Ankunft; aber haben Sie den Onkel Bornemann schon besucht? Sie werden doch bei ihm wohnen?" —

„Ich bin erst angekommen" — versetzte Philipp unbehaglich.

„Gut, Freundchen, Sie werden wol Quartier für das herrliche Schwesterchen bestellen? Gratulire! Habe mit großer Freude vernommen, daß unser guter Schodeck eine so glückliche Wahl getroffen hat; — denke mit Entzücken an das Musikfest! — Glück und Segen! — Doch ich habe keine Zeit, grüßen Sie den Onkel, besuchen Sie mich; wie geht es dem braven Papa? — Adieu! lieber Doctor; Adieu, Adieu, meine Herren, ich muß eilen!" — Mit diesen Worten ließ Wittel den jungen Mann gar nicht zur Antwort kommen, schüttelte ihm die Hände, warf einen Handgruß nach den beiden zuhorchenden Männern und eilte aus dem Gastzimmer.

Die beiden Gäste wollten jetzt mit Philipp über die vom Pastor angedeuteten Dinge weitere neugierige Fragen anknüpfen, aber dieser antwortete nur kurz und entfernte sich schnell. Als er über die Hausflur nach der Treppe ging, sah er den Pastor bei dem Wirthe im Hofe stehen und lebhaft gestikuliren. Mit der verdrießlichsten Laune von der Welt trat Philipp in sein Zimmer, schleuderte die rothe Studentenmütze, welche er in der Hand

mit heraufgebracht hatte, auf das Sopha, stieß den neuen Hut unsanft auf den Tisch und rief aus: „das fehlte noch! Muß mir dieser Schwarzrock mit seiner vorlauten Zunge und seinen Spionaugen gerade in das Nest laufen und wird nun allen Leuten erzählen, wer ich bin, daß meine Schwester verlobt sei — daß ich in der Stadt weile — wird den Bürgermeister fragen, ob ich schon dort meine Wohnung habe — und ich wollte unabhängig bleiben, von dem Onkel so wenig wie möglich wissen, denn er wird es mit dem Vater halten und mich hier belästigen! —

Er trat an das Fenster und blickte unbehaglich auf die Straße nieder. Es ging ihm Alles ohne Zusammenhang durch den Kopf: die Unterredung mit dem fremden Herrn nach der Mittagstafel, die Sprache des Knechtes im Seeger'schen Hause, das Benehmen des Mädchens in der vermeintlichen Wohnung Schodeck's, die Schilderung, welche der Rath von Stadt und Personen gemacht hatte; — mit Befriedigung dachte er an die Aeußerungen der beiden Männer in der Gaststube unten und wenn er die zurückhaltenden, zweideutigen Antworten des Kleewirthes damit verglich, so überredete er sich immer mehr, daß der Rath Brandis ein unzuverlässiger Schwärmer sei, der ihn mit unbegründeten Vorurtheilen irre geführt habe, und er fühlte nicht die mindeste Lust, morgen bei ihm einen Besuch zu

machen. Um so fester wurde in ihm der Entschluß, sich ausschließlich an den Professor zu halten und diesem in allen Stücken zu folgen.

Er stand noch am Fenster, als es bereits zu dämmern begann; aus dem Saale des Hintergebäudes erscholl eben die erste Hochzeitsmusik der Gäste, die ihre Ankunft schon länger durch das Vorfahren der Kutschen verrathen hatten, worauf Philipp in seiner üblen Laune gar nicht aufmerksam geworden war. Jetzt warf er sich in das Sopha und pfiff ein Lied aus Langeweile. Ein Temperament wie das Philipp's konnte aber nicht lange in trüber Stimmung beharren; die frische Jugend in Anschauung und Muth, durch keine Lebenssorge seither getrübt, nur den geistigen und geselligen Neigungen mit Selbstvertrauen folgend, erweckte bald wieder den ursprünglichen Humor seiner Natur, und er begann plötzlich laut aufzulachen und mit sich selbst zu reden: „Langeweile ist's, was Dich verdrießlich und muthlos machte! — Langeweile, der Zustand aller geistlosen und unbedeutenden Menschen! — Ist's nicht eine komische Lage, Flüchtling zu sein? Ha! ha! vielleicht schon verfolgt und doch so träge hier! — Was werden sie im Hause jetzt anfangen und sagen? Und gar der Teiler mit der ehrbaren Bertha? Ich sei in der Hölle offenen Schlund gelaufen, wird der Teiler mit seiner Sarastrostimme dröhnen und seine Pechaugen dabei

verdrehen, und der kleine Pastor wird einen Mund, wie ein Staatsanwalt machen und sagen: „Er ist Gottlos geworden, hat die zehn Gebote vergessen, wird ein Bösewicht werden! — Warte, kleiner Pastor, Dir zum Aerger will ich vergnügt sein — Dir zum Aerger, Du zierlicher, kluger Verstandskasten — Du sollst lange warten, bis ich Dich wieder um die Kirche spazieren führe; — schwarz wie Dein Vater sollst Du in Deiner frommen Einsamkeit werden, wenn ich mit Marie von Schodeck gehe! — Du hast kein Feuer — nun brenne vor Aerger!" —

Philipp sang ein Studentenlied. — Aus dem Saale des Hinterhauses ertönte ein Gesang; — es war das Lied, das er oft auf der Universität gesungen hatte, und er stimmte mit halber Stimme mit ein: — „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher!" —

„Aber Wein muß ich dabei haben!" — rief er, sein Lied plötzlich unterbrechend; er wollte aufspringen und den Glockenzug ergreifen, blieb aber gesenkten Hauptes stehen und griff in die Tasche. — — „Kuckuck! was fällt mir da ein! habe heute Morgen gar nicht daran gedacht, daß der Alte mir keine Wechsel nachschicken wird; bin wahrhaftig mit sieben Thalern, die ich gerade in der Börse hatte, abgereist. Anderthalb Thaler Eisenbahn; — Zeche auf Station Neudorf — ein neuer Hut; — vier Thaler wird's morgen hier im weißen Falken brin-

gen; — da bleibt mir morgen nichts mehr übrig; — schöne Rechnung das; — was macht man, wenn man kein Geld hat?"' —

Philipp hatte seine Börse auf den Tisch ausgeschüttet, stützte jetzt die Hände auf die Hüften und pfiff, ohne es zu wissen, mit nachsinnender Miene. — „Der Professor hat selbst keine Moneten; Credit habe ich hier nicht ohne Legitimation, und wer könnte hier anders für mich bürgen wollen, als der Bürgermeister? Wozu hat mein Papa das Geld gespart? Etwa um es dem Missionsvereine, der Dreifaltigkeitskirche, dem Teiler, zuzuwenden? Das fehlte noch, das muß ich verhindern; ich muß Wechsel auf den alten Alten ziehen! Aber wer nimmt sie an? Der Onkel muß es. Wenn dieser aber den Auftrag hätte, mich nach Hause zu maßregeln? Aber kann ich nicht mein Erbtheil fordern? In vier Jahren bin ich majorenn; sollte mir Niemand ein paar tausend Thaler borgen, wenn er meines Alten Geldkasten kennt? Blitz! da fällt mir ein, er hat ja ein großes Kapital in Steinhausen auf der Actienzuckerfabrik nicht weit von hier stehen; wie heißt doch der Banquier, der vor anderthalb Jahren, als ich in den Ferien zu Hause war, das Geld holte? — Sa — Sam — Simson — ja Simson; er soll jetzt mit dem Eselskinnbacken die Philister verjagen! — Was es doch eine gute Sache ist, wenn der Alte Kapitalien hat!" —

Schnell raffte er sein Geld vom Tische zusammen, setzte den Hut auf und ging in die Gaststube hinunter, wo der Kellner beschäftigt war, auf den Abend die Speisekarte zu schreiben. — „Haben Sie hier ein Adreßbuch?" — fragte Philipp. — „Zu dienen" — antwortete der Kellner und reichte das verlangte Buch hin. Philipp suchte und blätterte und da er den Namen nicht finden konnte, murmelte er ungeduldig: „Donnerwetter, wo steckt denn der Simson?" —

„Simson?" — fragte der Kellner. — „Ja, den Banquier, der eine Zuckerfabrik hat" — — rief Philipp.

„Ach, Sie meinen Simeon" —

„Ein kleiner Kerl mit hoher Schulter und Quastenstiefeln."

„Ganz recht, der heißt Simeon und wohnt auf der Steinstraße, dieselbe, welche die Falkenstraße vor dem Ausgange auf den Jacobikirchplatz quer schneidet."

„Danke! Wird das Comtoir wol noch offen sein?" —

Der Kellner blickte nach der Wanduhr und sagte: „Es ist gleich Sieben; wenn Sie Sich beeilen" — —

Philipp ging schnell fort, fand auf der nahen Steinstraße das unscheinbare Banquierhaus und trat in das Comtoir, wo viele Commis und Buchhalter arbeiteten. Ein kleiner, schwächlicher Jüngling

fragte nach seinem Begehr. Als Philipp erklärte, Herrn Simeon sprechen zu müssen, sah jener ihn groß an, flüsterte dann mit einem älteren Comtoristen, welcher prüfende Seitenblicke auf den Fremden warf und erst nach einigem Zögern die Feder niederlegte, auf Philipp zukam und sagte: „Herr Simeon ist stark beschäftigt —"

„Ich muß ihn sprechen, ich habe auch Eile" — sagte Philipp entschieden. „Ihr Name?" fragte der Comtorist. — „Merzdorf aus der Königsstadt." — Der Comtorist sah ihn zweifelhaft an, schien sich zu besinnen und ging dann in eine Seitenthür; er kehrte sogleich wieder zurück und sagte höflich: „Bitte, wollen Sie gefälligst näher treten, Herr Simeon ist dort im Cabinet." — Philipp trat keck hinein; er erkannte in dem Manne, welcher hinter einem großen Schreibpulte über Briefe gebückt stand, denselben wieder, den er vor anderthalb Jahren bei seinem Vater gesehen hatte. Ohne aufgeblickt zu haben, rief er dem Eingetretenen freundlich zu: „Ei, lieber Herr Merzdorf! Was führt Sie nach Steinhausen? Ich stehe augenblicklich zu Diensten! Nehmen Sie Platz!" Er ordnete rasch einige Briefe, legte ein Bleistück darauf und trat hinter dem Pulte hervor. Als er den jungen Mann gewahrte, schien er zu stutzen und seine freundliche Miene zu verlieren — „Sie heißen Merzdorf?" fragte er befremdet und vorsichtig.

„Ja, der Sohn des Rentmeisters, der Ihnen vor anderthalb Jahren das Kapital an die Zuckerfabrik zahlte.“ —

„Ach! Sehr wahr — nehmen Sie Platz, was steht zu Diensten?“ versetzte Simeon, schnell wieder freundlich werdend und den jungen Mann in das Sopha nöthigend.

„Da Sie meinen Vater und dessen Vermögensumstände kennen“ — begann Philipp, indem er sich ziemlich sicher in das Sopha setzte — „so werden Sie wol einen Wechsel auf meinen Vater acceptiren.“ —

Der Banquier schob sich mit einer Lende auf das Sopha und sagte, eilfertig die Hände reibend: „Ei, mit Vergnügen; darf ich um die Handschrift Ihres Herrn Vaters bitten?“ —

„Ich habe keine Handschrift; — mir ist auf der Reise das Geld ausgegangen — ich hoffe, daß ich als Sohn Ihres Geschäftsfreundes Credit finde.“ —

„Versteht sich, so viel Sie wollen, aber Sie werden doch ein Papier haben, das der Herr Vater unterschrieben hat!“

„Nicht die Probe; es muß Ihnen meine Handschrift genügen.“ —

„Hm!“ lächelte Simeon — „haben Sie keine Legitimation Ihrer Person?“

„Genügt es nicht, Sohn und Erbe eines Man-

nes von Kapital und Credit zu sein?" versetzte Philipp etwas trotzig.

Der Banquier stand vom Sopha auf, blickte den jungen Mann mißtrauisch an und ließ den Blick über die Uhr an der Wand schweifen; — „ich bedauere, mein Herr" — sprach er zerstreut — „ich kann nicht dienen." —

„Sie trauen mir nicht!" rief Philipp, sich erhebend und unwillig. — „Und wenn Sie mir zehntausend Thaler borgen, so sind sie Ihnen sicher — in vier Jahren bin ich majorenn und —"

„Sehr schön, sehr achtungswerth, aber ich bin wirklich selbst in Geldverlegenheit; ist Alles im Geschäft." —

„Sie wollen nicht?" —

„Bedauere, es ist mir nicht möglich" — erwiderte Simeon, indem er an sein Pult zurücktrat und seine Briefe wieder zur Hand nahm.

„Das werde ich Ihnen nicht vergessen" — sagte Philipp empfindlich. Der Banquier lächelte gleichgültig und versetzte: „Sind Sie nicht verwandt mit unserem Herrn Bürgermeister? Leihen Sie doch Geld von ihm." —

„Das will ich nicht — Adieu!" Der Banquier antwortete gar nicht, sondern beschäftigte sich mit seinen Briefschaften, schlich aber schnell, als Philipp die Thür hinter sich geschlossen hatte, an das kleine Lugfenster derselben, lüftete vorsichtig die blaue sei-

dene Gardine und sah dem Fremden nach, ob er auch im Durchgehen durch das Comtoir nichts von den Geldstapeln mitnehme, die auf den Geschäftstischen standen. — „Es giebt jetzt viel ungerathene Söhne, die auf den Credit des Vaters speculiren; dies ist auch so ein Mensch ohne Legitimation“ — brummte der Banquier an sein Pult zurückgehend.

Philipp war verdrießlich durch das Comtoir geschritten und hatte, ohne irgend einen Menschen anzusehen, die Thür zugeschlagen. — Auf der Straße, wo man bereits die Gaslaternen anzündete, blieb er stehen und war unschlüssig, wohin er seinen Gang richten sollte; es war ihm beim Heraustreten aus der Hausthür kaum bemerkbar geworden, daß ein Mann neben ihm eintrat und in das Comtoir ging.

Verfolgen wir zunächst den Mann, welcher Philipp auf der Hausflur begegnete. Als er in das Gaslicht des Comtoirs eingetreten war, konnte man sein Gesicht mit der rosigen, leutseligen Miene, der beim Lächeln sichtbaren, oberen Zahnlücke, dem gelbblonden, schmalen, bis an die Querfurche des Mundes reichenden Backenbarte, erkennen; er grüßte die Comtoristen freundlich und empfing höfliche Grüße wieder. Er zeigte mit dem Spazierstöckchen auf die Cabinetthür und der nächste Comtorist öffnete sie ihm zuvorkommend.

Simeon blickte von seinen Briefen nicht auf;

der Eingetretene legte Hut und Stock ab, fuhr glättend mit der Hand über das schlichte, blonde Haar und fragte mit flüsternder Stimme: „Nun, Freundchen, noch nicht Feierabend?" — Der Banquier kannte den Ton schon, denn er antwortete, ohne aufzublicken und seine Briefbeschäftigung zu unterbrechen: „Ei, Stadtrath, wo waren Sie denn heute Mittag? Auf der Kaufmannsbörse ist das neue Bankproject berathen und Sie werden doch Interesse daran nehmen? Einen Augenblick, ich bin gleich fertig." —

„Schließen Sie nur Ihre Briefe ab — ich will auch nicht lange bleiben, bin erst vor einer halben Stunde aus der Königsstadt zurückgekehrt; muß noch hinaus nach meiner Villa, habe mein gutes Weibchen den ganzen Tag nicht gesehen, wollte aber doch noch eine Frage thun." —

„Angenehm" — erwiderte Simeon zerstreut, indem er seinen Namen unter mehrere Briefe kritzelte; — „also in der Königsstadt? Apropos. Haben Sie den Kapitalisten Merzdorf nicht gesehen?" —

Hoffmann, der sich in dem Sopha niedergelassen, horchte auf, sah den Schreibenden listig an und versetzte: „Merzdorf? Ja, flüchtig gesprochen." —

„Was ist denn das mit seinem Sohne? Der ist wol ein Taugenichts?" —

„Wie so?" —

„Eben war ein Mensch hier, gab sich für Merz-

dorf's Sohn aus, wollte Geld borgen ohne Legitimation — verlangte sogar keck, daß man ihm Credit auf seine Erbschaft geben möge — als ob man Geld in die Erde grübe und wartete, daß es aufgehen sollte; — kenne solche Redensarten; es muß ein sauberer Vogel sein, der Herr Sohn." —

Um Hoffmann's Lippen spielte der spöttische Zug seiner sarkastischen Laune. — „Hm!" erwiderte er mit leichtfertigem Tone — „dann werde ich ihm etwas leihen, wenn er zu mir kommt —"

„Sie? Hoffmann! Ist keine Gefahr dabei?"

„Nicht im Geringsten, Freund; — Sie kennen doch den alten Merzdorf? Würde Der seines Sohnes Ehre lädiren lassen?" —

„Er hatte aber keine Legitimation, es konnte ein fremder Strauchritter sein." —

„Nun hören Sie, Simeon, weßhalb ich noch heute Abend komme" — fing Hoffmann mit lebhafterer Stimme an, indem er den Banquier, welcher seine Feder ausgespritzt hatte und näher trat, bei der Hand neben sich auf das Sopha zog; — „haben Sie Lust, etwas zu verdienen?"

„Nun, thut man doch in schlechter Zeit, in der Krisis, schon für ein Thälerchen sein Möglichstes."

„Sie müssen mir bei Grünhagen helfen — es muß alle Hypothek abgekauft werden, damit die Kapitalkündigungen nicht die Baronin beunruhigen." —

„Hat der Merzdorf nicht anbeißen wollen?“ fragte Simeon mißtrauisch.

„Ich schwöre Ihnen, kein Wort mit ihm darüber gesprochen zu haben; ich hatte andere Reisezwecke; — aber vernehmen Sie — Grünhagen's Quellen sind unerschöpflich.“ —

„Ja, ja, aber die Frau Baronin ist ein guter Abzugsgraben.“ —

„Was will das sagen? Wie lange hat man pumpen müssen, um das Harlemer Meer trocken zu legen? — Sie wissen noch nicht, ich habe das Gut in Administration genommen — ich habe Hülfe nöthig, um die kleinen Schulden, die darauf sind, zu tilgen, damit kein fremder Wucherer die Vortheile decimirt; wir Beide müssen das Gut übernehmen und der Baronin jährlich etwa sechstausend Thaler für ihr Plaisir zahlen. Allein kann ich's nicht; ich habe erst das Palais der Baronin in der Königsstadt bauen lassen.“

„Ich muß die Rentabilitätsrechnung sehen.“ —

„Das Gut muß als eine Ehrensache des Fürstenthums, der alten Familie Schodeck für immer erhalten werden. — Sie waren gestern mit mir einverstanden wegen der Unterstützung des jungen Barons zu unseren politischen Zwecken — wir müssen ihm den Grundbesitz mit den politischen Antecedentien seiner Vorfahren sichern; Sie riskiren nichts; wir müssen nur gleich eine große Summe

haben, legen eine Zuckerfabrik dicht bei Neudorf an der Eisenbahnstation an — verstanden? Ich will Ihnen noch mehr sagen — —" Er näherte den Mund dem Ohre des Banquiers und flüsterte: — „Schodeck heirathet die Tochter Merzdorf's — verstanden?" —

„Dann wird dieser das Gut ja brauchen können," erwiderte Simeon ironisch.

„Das ist's ja gerade, alter Compagnon, warum wir schnell zugreifen müssen; haben wir Unglück, dann ist noch immer der alte Millionair als Schwiegervater da." —

Simeon lächelte pfiffig und Hoffmann stand auf, knöpfte den Rock zu und sagte mit absichtlicher Leichtigkeit: — „Ich glaubte, Ihnen als vertrautem Freunde einen Dienst zu thun; wir gehen gemeinmeinschaftlich — abgemacht?"

„Hoffentlich; wir wollen morgen weiter davon reden."

„Gut — wie stehen die Neudorfer Braunkohlenactien?"

„$103\frac{1}{3}$." —

„Und die Lauenthaler?"

„Unter pari — Merzdorf hat die größte Zeichnung dabei."

„Gut — die Grünhagener sollen bald geschaffen werden." —

Beide Männer redeten noch Einiges über den

Geldmarkt, dann trennten sie sich, indem Simeon ihn begleitete, sein Cabinet verschloß und bis auf die Hausflur mitging.

Man muß nachträglich wissen, daß Hoffmann einst, als er noch Banquier war, mit Herrn Simeon in Compagnie arbeitete und ihm dann sein Geschäft allein überlassen hatte, aber mit seinem großen Vermögen noch immer unter Simeon's Firma, nach Einsicht und Gelegenheit speculirte. Er war nicht gekommen, um den Banquier zu überreden, eine Summe für die verschwenderische Existenz der Baronin zu opfern, dazu war Hoffmann zu anständig, aber er hatte mit der Baronin nach dem Essen im Garten noch ernstlich verabredet, die Finanzangelegenheiten Grünhagen's im Großen anzugreifen, das Gut ganz in Administration zu nehmen, durch Fabrikanlagen den Gewinn zu steigern, und man wollte an einem näher zu bestimmenden Tage auf Grünhagen zusammentreffen, um den alten Baron dafür, wenigstens formell, zu gewinnen. Er hatte den Plan erdacht, mit Simeon's Hülfe das große Kapital aufzutreiben, und er kannte seinen alten Geschäftsfreund, daß dieser so behandelt sein wollte, wie er es flüchtig und vorübergehend gethan hatte, um ihn in seiner nächtigen Schlaflosigkeit, die seine gewinnsüchtigen Anregungen zur Reife brachten, mit dem Plane weiter zu beschäftigen. Deshalb war Hoffmaun noch am

Abend und flüchtig gekommen, als beträfe es eine beiläufige Sache.

Als der Stadtrath den Weg nach dem Brunnenthore antrat, um die Villa seiner Gattin zu erreichen, lächelte er mit einer offenen Selbstbefriedigung bei dem Gedanken an Merzdorf's entflohenen Sohn. — „Den muß ich einfangen und festhalten," sprach er zu sich selbst, „er hält mit dem Baron, ist in das Fräulein Marie verliebt; — bekommen wir für die liebe Baronin und das gute Grünhagen die 30—100,000 Thälerchen der Margarethe nicht, dann wiegt der Herr Merzdorf junior ebenso viel und es wäre gewissermaßen noch praktischer; — er hat Geld leihen wollen; — hm! wenn ich ihm durch den Baron und in dessen Namen die Vorschüsse leistete? — Wir wollen sehen!" — Er focht mit seinem Stocke durch die Luft, als Zeichen, daß er lebhafte Gedanken hatte.

Unterdessen war Philipp vor dem Rathhause angekommen; in der Wohnung seines Onkels brannte kein Licht, nur im mittleren Hauptgebäude schimmerte durch die Fenster eines öden Vorsaales das trübe Licht einer Gasflamme unter dem altmodischen Gebälke. Philipp zögerte von Neuem, in die Nebenthür des Seitenhauses einzutreten, da er nicht recht wußte, wie er sich gegen den Onkel, der ihn vor fünf Jahren noch als Knaben behandelt hatte, einführen und seine Flucht motiviren sollte. Beim

Hin- und Hergehen auf der Straße fand er das Haus, welches ihm heute Nachmittag der Rath Brandis bezeichnet hatte; die Fenster der Etage eine Treppe hoch waren ungleich erleuchtet, zwei von ihnen, einem eleganten Damenzimmer angehörend, waren durch das helle Licht einer Kugellampe erhellt, auch bemerkte er den Kopf einer jungen Dame vorübereilen; zwei andere, entlegenere Fenster am Ende des Hauses zeigten nur ein gedämpftes, aus dem Hintergrunde scheinendes Licht und daß dieses Zimmer der Aufenthaltsort des Rathes sei, schloß er aus den Pfeifen, die an die Fensterbank gelehnt standen. Philipp wußte von früher, daß eine zweite Treppe vom Hofe des Rathhauses und in die Wohnung des Onkels führte, die er sonst gewöhnlich gegangen war; er trat durch den großen Thorweg in den Hof, zugleich ein Durchgang nach der Schloßstraße, und suchte, da es hier dunkel war und nur von dem Ausgange der Schloßstraße her ein unsicherer Lichtschein durch den langen Hof fiel, den Eingang rechter Hand. Alles war finster. Er tappte, seinem Ortsgedächtnisse folgend, und gelangte auf den alterthümlichen Corridor, der von der Wohnung nach der hofwärts gelegenen Küche führte. Eben wollte er einem Schimmer der Fenster folgen, um die Stube des Onkels zu erreichen, als aus einem Lokale neben der Küche eine Dame mit einem Lichte in

der Hand hervortrat und mit männlicher Stimme rief: — „Wer ist da? Mein Gott, Sie brauchen ja nicht so zu schleichen, ich weiß doch, woher Sie kommen!“ —

Philipp erkannte sofort die derbe, baritone Stimme des Fräulein Bolte wieder, aber ihre Statur war seit fünf Jahren recht stark geworden; er konnte aber an ihrer Person nicht zweifeln, da er ihr Gesicht im Scheine des Lichtes, welches sie trug, scharf erhellt sah und ihr schwarzes Haar, die schwarzen, funkelnden Steinkohlenaugen, die starken Augenbrauen, die dicken Lippen, vom Schatten eines dunklen Flaumhaars umschattet, ihm recht gut in Erinnerung geblieben waren. Nur erschien ihm das Gesicht weit unfreundlicher, als sonst. „Guten Abend, Fräulein Bolte,“ rief Philipp, „Sie wissen schon, woher ich komme? Hat mein Vater etwa schon spioniren lassen?“ —

Jetzt hielt die Haushälterin die Hand zwischen Licht und Augen und unterbrach ihren Fortgang, indem sie, von der fremden Stimme überrascht, ziemlich verdrießlich rief: — „Wer ist denn da? Was wollen Sie?“ —

„Ei, beste Bolte, kennen Sie mich nicht mehr? Ich habe Sie gleich wiedererkannt; sehen Sie mich einmal an!“ — sagte Philipp heiter vor sie hintretend.

„Wer sind Sie?“ fragte sie zweifelhaft.

„Sie sagten ja eben, daß Sie schon um mein schleichendes Kommen Bescheid wüßten; — da bin ich nun; — sagen Sie mir, hat der Onkel schon einen Auftrag von meinem Vater erhalten?“ —

„Herrje! Philipp Merzdorf? Mit einem Barte und einer Narbe?“ — rief die Bolte in der ersten Ueberraschung; doch schnell mußte eine üble Erinnerung in ihr wieder die Oberhand gewonnen haben, denn ihre Miene verfinsterte sich sofort und mit einer trotzigen Vornehmheit sagte sie, die dargebotene Hand Philipp's nach flüchtiger Berührung vermeidend: „Ihr Onkel ist nicht zu Hause, Sie müssen morgen wieder kommen.“ —

„Zum Teufel! trifft man denn hier in dieser Stadt keinen Menschen zu Hause?“ — fuhr Philipp ungeduldig auf; — „dann will ich auf ihn warten!“ —

Die Bolte sah den jungen, hübschen Mann mit einem listigen, finsteren Blicke an und ihr dicker Mund lächelte mit einer gewissen spröden Boshaftigkeit. Sie schien überhaupt heute Abend höchst ärgerlicher Stimmung zu sein, und Philipp, welcher recht gut wußte, welche einflußreiche Stelle sie im Hause hatte und daß sie sich früher sehr leicht in der Ehre gekränkt fühlte, wenn sie nicht gehörig berücksichtigt worden war, dabei auch eine beträchtliche Portion Eitelkeit besaß, hatte als Student bereits gelernt, wie gern Frauenzimmer, namentlich wenn

sie das Altjungferthum heranrücken sehen, die Schmeichelei der jungen Männer annehmen. Er begann daher heiter: „Ich muß mich sehr verändert haben, liebe Bolte — daß Sie so fremd thun; ich versichere Ihnen, Sie haben Sich nicht im Mindesten verändert, ja, Ihre Augen, die ich als Knabe wie blankes Spielzeug liebte und jetzt erst gehörig zu würdigen verstehe, sind noch lebhafter geworden! — Wahrhaftig, Sie versetzen mich in meine Kinderzeit zurück; — ewig jung, hübsch und gefährlich!"

Das wirkte; ihre Miene klärte sich auf, wenn auch nur einstweilen mit spöttischem Zuge; sie ließ es sich aber gefallen, daß Philipp an ihren runden Arm klopfte. — „Treten Sie herein" — sagte sie, indem sie mit dem Lichte fortging und auf die Schmeichelei nichts erwiderte; — „was sind Sie denn geworden und wie kommen Sie hierher?" — Sie öffnete dabei eine Stubenthür.

„Das will ich Ihnen Alles erzählen, liebe Bolte; ich bin Doctor, habe ausstudirt und bin dem Vater heute Morgen entflohen, obgleich ich erst am Sonntage nach langer Abwesenheit nach Hause gekommen war. — Die Leute sind mir da zu fromm und ehrbar; ich liebe die Welt und gedenke hier in Steinhausen zu bleiben." Die Haushälterin lächelte vornehm, setzte das Licht auf den Sophatisch und sagte: „Und nun wollten Sie wol bei dem Onkel wohnen? Dem werden Sie gerade sehr ungelegen

kommen, der wird seinen Neffen nicht in's Haus nehmen, um einen Beobachter zu haben."

„Was hat er denn vor? Sie sehen ja wieder auf einmal so böse aus; ich will ihn nicht stören, und wir, liebste Bolte, wollen uns schon vertragen." —

„Dann sind Sie wol nicht so stolz, wie der Herr Rentmeister und die Schwester?" — erwiderte sie, indem ihre zurückgehaltenen ärgerlichen Gefühle plötzlich in Redefluß geriethen; — „ich kann es nicht vergessen, daß vorigen Herbst, als das Musikfest war, und Vater und Tochter hier logirten und ich ihnen alle Bequemlichkeit verschaffte, sie mich nicht einmal eines Dankes gewürdigt und kein Wort mit mir gesprochen haben, als ob ich nur die Köchin im Hause wäre." —

„Das ist die unglückliche Befangenheit, die sie haben und der ich entlaufen bin, beste Bolte; ich weiß, daß Sie meinem Onkel Alles sind, und ich respectire Sie dafür; aber sagen Sie mal, weiß mein Onkel, daß ich hier in Steinhausen bin?" —

„Als er um sechs Uhr ausging, wußte er es nicht, so glaube ich wenigstens, denn ich spreche nicht mit ihm." —

„Was sagen Sie? Sie schmollen mit einander? dann halte ich es mit Ihnen, liebe Bolte, in Erinnerung der Leckerbissen, die Sie mir einst zugesteckt haben, als ich einmal beim Onkel lebte; und

wissen Sie noch, daß ich als Bube schon einen Sinn für Ihre funkelnden Augen hatte und dafür von dem Onkel recht bürgermeisterlich in die Ohren gekniffen wurde?" —

Die Haushälterin schien die Wirkung ihrer Augen geltend machen zu wollen, lächelte den jungen Mann mit leuchtenden Blicken an und sagte plötzlich, indem sie sich gegen die Thür wendete: „Sie werden durstig sein; einen Augenblick." — Philipp hinderte sie nicht, daß sie fortging. Kaum fand er sich allein, als er sich schelmisch den Bart rieb, sich im Zimmer umhersah und flüsterte: „Solche alte Hausglucken wollen gehätschelt werden; sie ist die Herrin hier im Hause — kenne das, hat doch damals schon Gustav was gemerkt und mir mit lustigem Spotte in's Ohr geraunt. — Aber sie schmollt mit dem Bürgermeister; — hätte sie wol gar ihn selbst gemeint, als sie mir zurief: „schleichen Sie nur, ich weiß doch, woher Sie kommen?" — Potztausend! wenn das Eifersucht wäre und mein Herr Onkel einer anderen Fährte nachschliche? — Das muß ich aushorchen; vorläufig aber halte ich es im Stillen mit der Bolte; alte Liebe rostet nicht, sie wird den Onkel schon wieder zahm machen und ich werde ihr allen Respect, wie einer Frau Bürgermeisterin, beweisen; — ich muß Geld haben und ein paar Schmeichelworte bei ihr sind leichter, als dem Simeon gute Worte geben, und ein Weib giebt

leichter Credit als ein Banquier. — Gut! so will ich den Erfolg abwarten.“ — Er trat an ein Fenster und bemerkte, daß man recht gut in die gegenüberliegende Etage des Rathes Brandis sehen konnte. Im hell erleuchteten Zimmer, wo eine elegante Bequemlichkeit herrschte, saß eine ältere Dame am Sophatische und las; — ein junges Mädchen, ihr gegenüber, hatte eine Handarbeit vor sich. In das entferntere, matter erleuchtete Zimmer, wo die Pfeifen vor dem Fenster standen, konnte er nicht tiefer blicken, nur einige Male fuhr ein Schatten über die Wand und er bemerkte nur viele Bücher in Schrank und Repositorium.

Jetzt kam Fräulein Bolte zurück, einen Präsentirteller mit einer Flasche Wein und einem Glase tragend; es entging Philipp's Augen nicht, daß sie Spitzenärmel angelegt und eine glänzende Brosche in das frische Chemisettchen gesteckt hatte. —

„Immer die liebe, gute Tante Bolte!“ — rief Philipp, sie freundlich anblickend; — „auch mit einem Flüchtlinge haben Sie Erbarmen!“

„Ich werde wol die längste Zeit hier gewesen sein“ — antwortete sie, das Glas füllend.

„Sie scherzen! — Was wollte der Onkel ohne Sie anfangen?“ —

„Ich will fort, es gefällt mir gar nicht mehr.“

„Sie wollen wol heirathen?“ —

„Hm! das hätte ich nur früher thun sollen; —

trinken Sie, es ist die Frage, ob der Bürgermeister vor Mitternacht nach Hause kommt." —

„Setzen wir uns, liebe Bolte, wir können jetzt schon verständiger mit einander plaudern, als vor mehreren Jahren; ich habe immer große Stücke auf Sie gehalten, Sie waren ja immer so freundlich mit dem Onkel; wahrhaftig, ich hätte geglaubt, er würde Sie noch einmal zur Frau nehmen." —

„Nun, verdient hätte ich es um ihn; — er wird aber wol einen dummen Streich machen; der Mann hat ja gar keinen Charakter." —

„Sie setzen mich in Erstaunen! Er hat ja eine so bestimmte Weise in Allem, was er thut, daß man ihm kaum zu widersprechen wagt." —

Fräulein Bolte wiegte den Kopf und rieb im Schooße die Hände, wie im versteckten Aerger. — „Ja" — brummte sie undeutlich — „man kennt das, wenn die Lebemänner immer Jünglinge zu bleiben glauben, dann werden sie Narren." —

„Er hat doch nicht die Idee, ein junges Mädchen zu heirathen?" — fragte Philipp, dem diese Möglichkeit um so näher trat, als er die Eifersucht der Bolte deutlich zu erkennen glaubte.

„Wenn er sich nicht schämt — warum nicht; ist doch ein verliebter Mann immer blind." —

„Das müssen Sie mir erzählen, liebe Bolte, das kann ich nicht glauben!" —

„Was ist da viel zu erzählen? — Man ver-

gafft sich in eine junge, unschuldige Larve, das ist Alles." —

„Seit wann denn? das weiß wol noch Niemand in der Stadt?" —

„Wenn's bekannt wird, muß er sich schämen; — seit wann? Nun, das braucht keine lange Zeit; — seit Montag Nachmittag ist er zum Narren geworden." —

„Ein schönes, junges Mädchen? Gewiß reich, angesehen —"

„Ein Kindergesicht, arm wie eine Kirchenmaus; einer Bettelwittwe Tochter; — hm! so muß man es anfangen, wenn man aus der Stadtkasse was haben will." —

„Aber das müssen Sie verhindern, beste Bolte; haben denn Ihre Augen gar keine Wirkung mehr?"

Die Haushälterin fixirte ihn mit einem Blicke, der ebensowol prüfende Vorsicht, wie die Probe ihrer brennenden Augengluth ausdrückte; dann schien sie sich zu besinnen, den Mittheilungsdrang zu unterdrücken und durch einen Seufzer ihrem Aerger Luft zu machen. Philipp wollte aus der Stimmung der malcontenten, in diesem Hause immer unbeschränkt herrschenden Haushälterin einen möglichen Nutzen für seine eigene Lage ziehen, denn da er die hochfahrende, entschiedene Weise seines Onkels kannte und recht gut wußte, daß dieser überhaupt keine besondere Affection für den Vater

Merzdorf, seinen Schwager, hatte, so war es noch sehr zweifelhaft, ob er ihn, den Neffen, als Flüchtling unterstützen und freundlich aufnehmen würde. An der Aussöhnung der Bolte mit dem Bürgermeister und deren Wiederherstellung ihrer alten Haussouverainetät nicht zweifelnd, wollte er wenigstens klug handeln und einstweilen die Bolte für sich gewinnen.

„Erzählen Sie mir Ihren Kummer" — sagte er mit zutraulicher Stimme — „ich kann vielleicht helfen, der Onkel wird vor mir seine Reputation nicht preisgeben." —

„Ach! da kommt er" — rief sie plötzlich aufspringend; — „was heißt denn das? So früh?" — Durch ihre Miene schien ein flüchtiges Gefühl der triumphirenden Befriedigung zu leuchten. — „Er kommt hier auf die Stube zu, er hat von der Straße aus Licht hier gesehen" — flüsterte sie horchend und eilte durch eine Nebenthür davon.

Man hörte den festen, energischen Schritt bereits nahe vor der Schwelle; die Thür wurde mit einem kräftigen Griffe geöffnet und Bürgermeister Bornemann erschien, blieb überrascht in der weit aufgestoßenen Thür stehen und blickte den ihm entgegenkommenden Philipp groß und herausfordernd an. — Er trug seinen kurzen, grünen Jagdrock, die hellgraue, enge Reithose und Stulpenstiefel, einen weißen, breitrandigen Filzhut und ein spanisches

Rohr in der mit gelbem Reithandschuh bekleideten Hand. Seine hohe, militairische Haltung, der gebieterische Mund, die breite, kräftige Brust und der leuchtende, herrschsüchtige Blick ließen die kurzen, grauen Haare der Schläfen und den starken, grauen Backenbart des baldigen Sechszigers übersehen und übten auf Philipp einen so imponirenden Eindruck aus, daß dieser sich erst aus der plötzlichen Verlegenheit schnell herausreißen mußte, denn nachdem Bornemann einen raschen, stolz fragenden Blick auf den Fremden und die Flasche Wein geworfen hatte, fragte er mit volltönender, befehlerischer Stimme: „Was ist das hier?" —

„Kennen Sie mich nicht mehr, lieber Onkel? — erwiderte Philipp; - „ich bin ein unerwarteter Gast hier; — wir haben uns seit fünf Jahren nicht gesehen." —

Bornemann's Miene verfinsterte sich, als er den jungen Mann mit strengen Augen fixirte. „Philipp Merzdorf?" — sprach er — „Nun? was treiben wir denn? Was führt uns hierher? Man ist wol ein recht braver, frommer Sohn, geworden?" — In diesen letzten Worten lag eine Ironie, die Philipp, auch ohne das flüchtige, spöttische Lächeln, welches in diesem Augenblicke den schönen, stolzen Mund des Bürgermeisters umspielte, recht gut verstanden haben würde.

„Wenn Sie meinen Vater fragen könnten" —

erwiderte Philipp — „so würde er Ihnen wahrscheinlich sagen, daß ich ein gottloser Taugenichts geworden sei, an dem alle Jugendmoral unnütz verschwendet wäre; ich bin nämlich heute Morgen, obgleich ich erst am Sonntage von der Universität zurückgekommen bin, heimlich durchgebrannt, um hier in Steinhausen zu bleiben; und damit Sie mich nicht mit Ihrer Polizeihand berühren, so will ich nur gleich meine Legitimation hinzufügen, nämlich mein gutes Lebensrecht auf eigene Ueberzeugung, die man mir daheim mit Glaubensartikeln aus Teiler'schem Debit gewaltsam umtauschen will. Ich bin dem Professor Voges nachgereis't, der mein Lehrer war." —

Bornemann lächelte freundlicher. „Du scheinst mir ein flotter Studio geworden zu sein; nun ja, das thut nichts; — komm, setzen wir uns; — was sind wir denn geworden? Dein Vater redete vergangenen Herbst von einem Mediciner — ist's so?" — Der Bürgermeister hatte bei diesem Wechsel seines Benehmens die Thür zugeschlagen, dem Neffen die Hand gedrückt, Hut und Stock auf den Tisch gelegt und nach dem Sopha hingewiesen.

„Ich habe meinen Doctor der Medecin absolvirt, aber zum Arzte fühle ich mich nicht berufen; ich will mich, wie Voges, der Naturforschung ausschließlich widmen." —

Bornemann lächelte, indem er den Neffen prü-

fend beobachtete. — „Wie Voges? Hm! Ein recht freies Leben; — fürchten wir uns nicht vor Ausweisungen und Verboten? Freilich Du kannst es aushalten, Du hast ja Geld?“ —

„Gegenwärtig kaum so viel, daß ich mit heiler Haut aus dem „weißen Falken“, wo ich abgestiegen bin, herauskomme; — ich hoffe auf Sie, lieber Onkel; bis sich der Papa an meinen Willen gewöhnt hat und seinen Beutel öffnet, müssen Sie mir creditiren — Sie sind ja auch ein Mann von freier Gesinnung und es wird Ihnen doch nicht lieb sein, wenn ich als Ihr Neffe anderen Leute gute Worte geben müßte.“ —

Bornemann that, als höre er diese Andeutung nicht, sondern ging in eine Ecke des Zimmers, zog an einer Klingelschnur und fragte, nach dem Sopha zurückkehrend und hier Platz nehmend: „Nun, wird denn aus der Hochzeit mit Schodeck und Margarethen etwas? Man sagt ja, man habe sich verständigt.“

„Beinahe; es giebt allerdings noch kleine Bedenken; — Margarethe ist ein gutes Mädchen, aber sie ist nicht aus Teiler's Einfluß herausgekommen; im väterlichen Hause ist fast gar kein Verkehr; die große, fröhliche und freie Welt scheint sie furchtsam zu machen.“ —

„Was befehlen der Herr Bürgermeister?“ fragte eine, auf das Glockenzeichen in die Thür schauende Magd.

„Noch ein Glas“ — befahl Bornemann, ohne die Magd anzusehen und sogleich fortfahrend: „Nun, wenn beide Personen sich einmal lieben, so, denke ich, kann es keine Bedenklichkeiten mehr geben, außer denen, welche die Verwandten haben mögen; was sagt denn der Papa zu der Aussicht, mit der Baronin gut Freund zu werden? Er muß sich doch sehr geändert haben.“ —

Philipp zögerte mit der Antwort, weil die Magd das Glas hereinbrachte; Bornemann schenkte beide Gläser voll, nahm das seinige und sprach: „Viel Glück zum Naturforscher! — Die Bolte hat's gut gemeint und Dir von meinem alten Lafitte vorgesetzt; — trink, Du bist doch gewohnt, ein Glas Wein zu trinken!“ —

Philipp stieß das Glas in einem Zuge aus, während Bornemann feinschmeckend nippte und lächelte, als amüsire ihn des Neffen kühne Trinkweise. — „Was gedenkst Du denn hier zu thun?“ fragte er dann; — „Du mußt doch etwas Bestimmtes vor Augen haben?“ —

„Ich werde mit Voges studiren, mit ihm verkehren, seine Ideen vertreten helfen, für Aufklärung und Erkenntniß des Wahren mitwirken.“ —

„Also wol auch eine politische, eine sociale Richtung?“ —

„Was nützt Wissenschaft, wenn sie für das Leben nicht praktisch wird! Sie muß das Leben um-

gestalten, ebenso wie sie bereits durch Eisenbahnen, Telegraphendrähte und Dampfkraft die Erdoberfläche und den menschlichen Verkehr verändert hat."

Bornemann lächelte mit geheimnißvoller Würde. — „Und dann?" fragte er ruhig.

„Dann hoffe ich eine Reise nach Amerika oder Australien zu machen, um neues Material zu sammeln —"

„Hm! Und Erwerb, Broterwerb wirst Du nicht suchen?" —

„Ich habe ja Vermögen; — was soll ich dasselbe todt im Kasten lassen oder den Zuckerfabriken geben, um wie ein Wucherer daran zu gewinnen? Ich will es der naturwissenschaftlichen Aufklärung widmen, wie Humboldt auch gethan hat, und —"

„Und wol auch mit Voges theilen, der es nöthig zu haben scheint?" fiel Bornemann ein.

„Warum nicht? Diesem Manne danke ich meine geistige Erweckung, den Blick in die Wirklichkeit, die Einsicht in das eigene Leben!" —

„Nun höre, Philipp, beherbergen kann ich Dich nicht, meine Officialräume sind bereits für andere Zwecke versagt —"

„Sie wollen Sich wol wieder verheirathen?" fragte Philipp in einer Anwandelung seiner natürlichen Muthwilligkeit; aber er hätte beinahe seine unüberlegte Aeußerung bereuet, denn der Onkel sah ihn mit finsterem Ernste an und fragte: „Wie kommst Du darauf? Warum meinst Du das?" —

„Ei“ — versetzte Philipp scherzend — „Sie sind ein so rüstiger, immer jugendlicher Mann, daß es mich wundert, wie Sie so allein leben mögen.“

Bornemann fixirte fortwährend den Neffen mit einer mißtrauischen Ruhe. — „Nun höre“ — begann er plötzlich, sich erhebend — „suche Dir ein Quartier in der Stadt; — ich will Dir Nichts in den Weg legen, aber kann mich auch nicht viel um Dich bekümmern, da meine Zeit sehr in Anspruch genommen ist; — schreibe an Deinen Vater und fordere Geld — dann wollen wir abwarten, was er thut.“ — Er öffnete die Thür und rief mit lauter Stimme: „Bolte! Bolte!“ — dann fuhr er fort, im Zimmer umherschreitend: „Haben wir schon Bekanntschaften in der Stadt gemacht?“ —

„Ich bin um ein Uhr angekommen und habe weder den Professor noch Schodeck zu Hause getroffen.“ —

„Und nun kommt man zu mir?“

„Ich glaubte, Sie würden Abends am Wenigsten gestört sein.“

„Du fandest Schodeck nicht zu Hause? Wann war das?“ —

„Zwischen fünf und sechs Uhr.“ —

„Und eben begegnet er mir, um den Stadtrath Hoffmann zu besuchen, und sagte mir, daß er den ganzen Tag das Zimmer nicht verlassen habe; — wie reimt sich das?“ —

Philipp wurde stutzig und versicherte, von einer Dame abgewiesen zu sein, weil der Baron nicht zu Hause sei.

„Von einer Dame?" — wiederholte Bornemann, der immer mißtrauischer geworden zu sein schien. — „Aber wo bleibt denn die Bolte?" — murmelte er, plötzlich davon ablenkend, und öffnete die Thür, um abermals die Haushälterin zu rufen, aber so wie er die Klinke ergriff, trat Fräulein Bolte über die Schwelle, blickte ihn verdrießlich mit funkelnden Augen an und erwiderte seine strenge, den stillen Vorwurf des Horchens ausdrückende Miene mit einem vornehmen Aufziehen des Mundes. — „Mein Neffe speiset heute Abend hier," — sagte Bornemann, das Verhalten Philipp's und der Haushälterin beobachtend, — „Ihr habt Euch ja schon gesprochen und die alte Bekanntschaft erneuet." — — Die Bolte antwortete nichts, kehrte sich um und ging trotzig hinaus. Bornemann unterdrückte eine zornige Aufwallung, sagte nur: — „Die Mamsell scheint nicht bei Laune, daß sie einen Gast zu Tisch hat" — und fuhr dann gegen Philipp fort: — „Ich muß Dich hier bis zu Tisch allein lassen, es rufen mich noch Geschäfte ab; — vertreibe Dir die Zeit so gut Du kannst." — Er nahm Hut und Stock und entfernte sich durch die Seitenthür.

Philipp sah ihm nach, reckte die Arme und murmelte in seiner humoristischen Weise: — „Ach! eine

langweilige Partie! — Er ist noch ganz derselbe, wie vor Jahren; er that sich ordentlich Zwang an, mich nicht ganz mehr als Jungen zu behandeln; — wie er mich examinirte -- hm! — Und der Schodeck wäre zu Hause gewesen? — Blickte mich doch der Herr Onkel mit einer Polizeichef-Miene an, als ob ich ihm etwas vorgelogen hätte! — Nun er wird schon den früheren Jungen in mir vergessen und einen etwas anderen Ton anstimmen, wenn er bemerkt, wie Professor Voges mich als Freund und Collegen behandelt! — Aber ich muß einstweilen den jungen Neffen fortspielen, ich habe den Herrn Onkel nöthig. — Ach ja! Der erste Tag in Steinhausen ist entsetzlich langweilig; ich hoffe, die folgenden werden besser sein!" — Er schenkte sich Wein ein, trank, nahm eine Cigarre, öffnete das Fenster und schauete auf die Rathhausstraße nieder. — Gegenüber bei der Räthin Brandis war unterdessen eine fremde Dame bemerkbar, welche mit im Sopha saß und eifrig redete. Philipp glaubte diese, im Lampenscheine ältlich erscheinende Frau zu kennen und erinnerte sich dabei an die Pastorin Wittel, welche einige Jahre älter als ihr Mann war und deren fast männliche Gesichtszüge durch eine gutmüthige Würde gemildert wurden.

Es wurde ihm langweilig im Zimmer und er fühlte Lust, das Fräulein Bolte aufzusuchen, deren Groll auf den Bürgermeister er in einem zutrauli-

chen Gespräche weiter mittheilungswillig zu machen gedachte. Er ging aus dem Zimmer auf den dunklen, langen Corridor und tappte nach der Küche. Da hörte er in einem Gemache neben derselben ein Sprechen; er unterschied die Stimme des Onkels welcher mit Unwillen sagte: — „Ich will Ihren Sermon nicht hören, bekümmern Sie Sich nicht um mein Thun und Lassen, Sie sind meine Hausfrau nicht, ich sage Ihnen, Caroline, bringen Sie mich nicht auf, beherrschen Sie Ihre fixen Ideen, daß der Philipp nichts merkt, der ohnehin ein vorlauter Mensch geworden ist; — seien Sie vernünftig!" — Und die ärgerlich-weinerliche Stimme der Bolte erwiderte: — „Sie machen Sich selbst lächerlich und mich bringen Sie in Schande; eher sterbe ich, als daß ich ansehen sollte, wie ein dummes Kind mit einem Milchgesichte über mich hohnlachen möchte; — das habe ich nicht verdient um Sie, das ist gegen unseren Contract." — Des Bürgermeisters Stimme fiel zornig ein: — „Dummes Zeug, wir haben keinen Contract; Sie haben Ehren genug im Hause genossen und ich vertreibe Sie nicht." —

„Ehre?" — keifte die Bolte, — „o! ich habe die Wuth Ihrer seligen Frau lange genug aushalten müssen, Ihrer Freundschaft wegen; Sie hätten mich ruhig in meinen Verhältnissen lassen sollen; aber Sie haben mich bethört und auf dem Gewissen und nun will ich mein Recht nicht vergeben!"

„Schweig!“ — rief Bornemann hitzig und Philipp hörte eine Thür fest zuschlagen und die Stimmen auf einen Augenblick verstummen; bald aber erscholl ein zorniges Weinen und dazwischen der Ruf: — „Ha, geh' nur hin, Du schlechter Mensch! Noch hast Du das junge Mädchen nicht, ihm oder Dir will ich's anthun, daß Ihr genug habt! — Hier im Hause habe ich meine Stelle von Rechtswegen!“ —

Philipp wurde seltsam zu Sinne; — er hatte das häusliche Verhältniß völlig durchblickt und schlich zweifelhaft, ob er auf Seite der Bolte oder des Onkels treten solle, in das vorhin verlassene Zimmer zurück. Er wußte aus früheren Andeutungen, daß sein Vater gegen die Haushälterin des Onkels eine große Verachtung fühlte und konnte sich auch nicht wundern, daß er bei seinem Besuche im Herbste dieselbe keiner Ansprache gewürdigt hatte; die Aeußerung des Onkels über Philipp's vorlautes Wesen ärgerte diesen aber gewaltig und der Gedanke, daß die Bolte, bei ihrem energischen Charakter, doch den Bürgermeister sich wieder unterwerfen werde, brachte ihn zu dem Entschlusse, im Stillen mit der Haushälterin gut Freund zu bleiben.

Aber auch die Stimmung des Bürgermeisters war für Philipp nicht gerade günstig, denn als er den Neffen unter dem Vorwande, Geschäfte zu

haben, verlassen und sein Arbeitszimmer erreicht hatte, legte er Hut und Stock mit einem halblauten Selbstgespräche ab, dessen vernehmlichste Worte lauteten: — „Das scheint mir ein schöner Bursche geworden zu sein — gratulire Schwager! ha! ha! Du hast mir ehedem bittere Vorwürfe über meine Wirthschaft und Knabenerziehung gemacht, hieltest mir Deine christliche Zucht als Beispiel vor — jetzt hast Du Antwort darauf, Dein Junge ist gut geworden, ist entflohen, läuft einem abgesetzten Professor nach, hat den Kopf voll staatsgefährlicher Ideen und pocht auf seine gute Erbschaft; — so muß es kommen; lügen kann er auch, will den Schodeck nicht zu Hause getroffen haben, verschweigt, daß sich die Brautleute schon nach der Verlobung entzweit haben; — siehst Du nun, kluger, heiliger Schwager Merzdorf, daß Deine Moral nichts hilft? Du hast meinem Gustav durch die Behandlung als Landstreicher das letzte Ehrgefühl genommen; — wenn ich es mit Deinem Philipp nun ebenso machte? — Aber er wird doch sein Ziel finden, er ist auf dem rechten Wege; — ist mein Sohn in Amerika als Verbrecher gestorben, so wird Deiner in einer Festung als Demagoge und Revolutionair vermodern; — nun kritisire noch über meine Wirthschaft und Zucht; — ich werde Dir den Erfolg Deiner Musterwirthschaft nächstens vorhalten können!“ —

Bornemann war bei diesen Worten heftig und schadenfroh in seinem Zimmer auf- und niedergegangen; jetzt ließ er die Bolte rufen, um ihr zu sagen, daß sie in Gegenwart des jungen Mannes ihre böse Laune bezähmen solle; da sie aber nicht kam, so war er zu ihr in ihre Stube neben der Küche gegangen und hier das unfreundliche Gespräch entstanden, dessen Schluß Philipp erhorcht hatte.

Eine Stunde fast hatte Philipp allein im Zimmer zugebracht, als die Bolte erschien und ihn zu Tische rief. Man bemerkte, daß sie geweint hatte. Der Bürgermeister erschien formell freundlich, ausfragend und aushorchend gegen Philipp und lächelte mißtrauisch, wenn dieser von seiner offenen Natur sich fortreißen ließ, von seiner Universitätszeit und seinen Plänen zu erzählen.

Die Bolte sprach nichts und verließ den Tisch bald wieder. —

Ende des dritten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.